

www.hastuzeit.de

Nr. 30 Dezember 2009

hastuzeit

die hallische Studierendenschaftszeitschrift



»Alle Jahre wieder«,

schießt es Dir, lieber Leser, wahrscheinlich zuerst durch den Kopf, wenn Du an Weihnachten denkst. Kitschige Schaufensterdeko, das Gedränge in Geschäften und die Reizüberflutung auf dem Weihnachtsmarkt könnten folgen – für manch einen der negative Beigeschmack zum Glühwein, der in dieser Zeit allzu gern getrunken wird. Für mich kam die Veränderung vor einem Jahr: Mit der Geburt meines Sohnes bekam das ganze »Tamtam« wieder eine Bedeutung. An jeder Ecke duftet es nach Nelken, Anis und Zimt. Viele bunte Lichter auf dem Weihnachtsmarkt und besinnliche Musik in den Einkaufsläden der Stadt lassen die Vorfreude wachsen. Plätzchen zu backen, Weihnachtslieder zu singen und vor allem: in strahlende Kinderaugen zu blicken, wenn die Geschenke ausgepackt werden. Das alles bedeutet Weihnachten nun für mich und wohl auch für die Mehrheit deutscher Familien.

Doch nicht überall ist diese Besinnlichkeit zu spüren. In Bethlehem zum Beispiel regiert auch jetzt das Gefühl, alles drehe sich nur um Krieg. Manche Menschen verbringen Weihnachten im Krankenhaus, da ihnen zum Beispiel lebenswichtige Organe transplantiert werden müssen.

Impressum

hastuzeit, die hallische Studierendenschaftszeitschrift, wird herausgegeben von der Studierendenschaft der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg und erscheint in der Regel viermal im Semester während der Vorlesungszeit.

Chefredaktion: Julius Lukas (V. i. S. d. P.), Stefanie Sachsenröder

Redaktion: Konrad Dieterich, Robert Dobslaw, Julia Glathe, Daniela Heimpel, Susanne Johné, Julia Kloschkewitz, Tom Leonhardt, Sabine Paschke, Martin Schreiber, Julia Solinski

freie Mitarbeit: Helena Bebert, Fabian Brenner, Yvette Hennig, Caroline Lange, Nicole Kirbach, Janika Lippold, Dominik Nicolas Peters, Stephanie Schmidt, Nicole Wächter

Layout: Alexander Berthold, Robert Dobslaw, Tom Leonhardt, Julius Lukas

Titelbild: Matthias Kretschmann, Stefanie Sachsenröder

Lektorat: Konrad Dieterich, Tom Leonhardt, Stefanie Sachsenröder

Und einzelne machen sich auch während der »Weihnachtsferien« darüber Gedanken, wie es um die europäische Hochschullandschaft steht, was Bologna eigentlich gebracht haben soll. Sucht man in der kühlen Jahreszeit einen Ort, um diesen Gedanken nachhängen zu können, bietet sich eine von Halles zahlreichen Ausstellungen an – wie in der »ufo Galerie«. Auch der Besuch eines Konzerts der verschiedenen Uni-Chöre lohnt sich. Beispielsweise gewann der MLU-Chor »Johann-Friedrich-Reichardt« erst kürzlich einen internationalen Chorwettbewerb.

Egal, ob Du Familienmensch oder Weihnachtsmuffel bist: Das *hastuzeit*-Team wünscht Dir schöne letzte Wochen im Jahr 2009. Wir hoffen, Du wirst auch 2010 das eine oder andere Mal in der *hastuzeit* blättern. Denn wenn niemand dieses Magazin liest, dann gibt es für uns keinen Grund zu feiern – trotz des 30-Ausgaben-Jubiläums.

Viel Spaß beim Lesen der Zeitschrift, eine schöne Weihnachtszeit und einen guten Rutsch wünscht Dir in diesem Sinne das *hastuzeit*-Team!

Text: Stefanie Sachsenröder

Anschrift: *hastuzeit*, c/o Studierendenrat der MLU, Universitätsplatz 7, 06108 Halle

E-Mail: redaktion@hastuzeit.de

Website: www.hastuzeit.de

Druck: Mansfeld-Druck Ltd., Zabenstedter Str. 42, 06347 Gerbstedt

Der Umwelt zuliebe gedruckt auf Recyclingpapier.

Auflage: 4000 Stück

Redaktionsschluss: 2. Dezember 2009

hastuzeit versteht sich als Mitmachmedium.

Über Leserbriefe, Anregungen und Beiträge freuen wir uns sehr. Bei Leserbriefen behalten wir uns sinnwahrende Kürzungen vor. Anonyme Einsendungen werden nicht ernst genommen. Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt *hastuzeit* keine Haftung.

Neue Mitglieder sind der Redaktion herzlich willkommen. Sitzungen finden in der Regel mittwochs um 20.00 Uhr im Gebäude des StuRa (Anschrift siehe oben) statt und sind öffentlich. Während der vorlesungsfreien Zeit finden die Sitzungen unregelmäßig statt.

Inhalt

3 Editorial, Impressum

4 StuRa aktuell

hastuUni

5 BAföG-Abhängigkeiten

Dass BAföG bald von der Studienfachwahl abhängen könnte, befürchtet *Julia Solinski*.

6 Wessen Bildung?

Die österreichischen Bildungsstreiks belebten auch hierzulande die Protestfreudigkeit wieder. Die zweite erste Vollversammlung an der MLU und die HRK-Demo in Leipzig begleiteten *Julia Kloschkewitz und Sabine Paschke*.

8 Legitimität des Bildungsstreiks

Pro und Kontra zu der Frage, ob man Hörsäle im Namen aller besetzen darf. Stimmen vom Ring Christlich-Demokratischer Studenten und dem AK Bildungspolitik.

9 Mit Freude am Singen zum Sieg

Beim internationalen Chorwettbewerb »Praga Cantat« überzeugte der Unichor der MLU und wurde Gesamtsieger des Festivals. Ein Bericht von *Daniela Heimpel*.

10 Die Situation der Privatdozenten

Hochqualifiziertes Personal wird oft wenig oder gar nicht bezahlt. Zwei betroffene MLU-Dozenten sprechen über das Problem. Von *Julia Glathe*

12 Ein Lichtblick für alle Studierenden?

Weshalb und wie die Stipendiatenzahl und finanzielle Förderung des Einzelnen ausgeweitet werden sollen. Von *Caroline Lange*

13 Das Fulbright-Programm

Über das Stipendium, das das deutsch-amerikanische-Verständnis verbessern soll und zwei MLU-Stipendiaten berichtet *Nicole Wächter*.

14 Vorlesungen à la carte

Vom Hotel zum Offizierscasino zur wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät. Über Entstehung und Veränderung des WiWi-Gebäudes informiert *Nicole Kirbach*.

hastuInteresse

15 Dein Alptraum: 30 Ausgaben *hastuzeit*

4.000 Hefte zum 30. Mal gedruckt und wieder werden nicht alle gelesen. Eine Selbstreflexion von *Fabian Brenner*.

16 „Es ist Krieg im Weihnachtsland“

Wie zwei Deutsche Weihnachten in Bethlehem erlebten, wo der Krieg auf der Tagesordnung steht. Von *Dominik Nicolas Peters*

18 „Warum etwas Wertvolles verschwenden“?

Die Zahl der Organspender könnte 55 Jahre nach dem Durchbruch in der Transplantationsmedizin größer sein, wie *Stephanie Schmidt und Helena Bebert* wissen.

20 Die Erfolgsgeschichte

10 Jahre Bologna-Erklärung. Wie und warum aus Europa ein Hochschulraum wurde. Von *Julius Lukas*

hastuPause

23 Künstlerischer Mikrokosmos »ufo«

Auf den Spuren »extraterrestrischer« Kunst in Halle befindet sich *Janika Lippold*.

24 Wortgewalt

Poetry Slams – eine Kunstform, die in Halle auch nach zwei Jahren noch ein breites Publikum lockt. Von *Julia Kloschkewitz und Sabine Paschke*

25 Von der Leinwand auf die Bühne

»Novemberkind« – der Erfolgsfilm wird in Halle zum Theaterstück. Eine etwas andere »DDR-Geschichte«, meint *Yvette Hennig*.

26 Warum schämen wir uns fremd?

Spätestens seit »Stromberg« kennen wir das alle. Das Phänomen und seine Ursachen erörtert *Julia Glathe*.

27 Pinnwand

Alles, was im nächsten Monat wichtig ist. Zusammengestellt von *Julia Kloschkewitz*

StuRa aktuell

Serviceleistungen des StuRa:

Technikleihe (Musikanlage, Beamer, ...)

Rechtsberatung

Sozialberatung

Kinderinsel

Internationaler Studierendenausweis (ISIC)

Öffnungszeiten:

Montag: 14.00 – 19.00 Uhr
Dienstag: 14.00 – 18.00 Uhr
Mittwoch: 08.00 – 12.00 Uhr
Donnerstag: 14.00 – 18.00 Uhr

Termine

18.12.2009 – Students Only – Exit
2009! Studentenparty im TURM

Wir wünschen allen ein frohes Weihnachtsfest und einen guten Rutsch ins Jahr 2010!

Feste Termine:

Rechtsberatung

Donnerstags 14.00 – 16.00 Uhr

Beratung Kinderinsel

Dienstags 13.00 – 14.30 Uhr
Donnerstags 10.30 – 12.00 Uhr

Studierendenrat
MLU Halle
Universitätsplatz 7
06099 Halle
Tel. 0345 552 14 11
Fax. 0345 552 70 86
www.stura.uni-halle.de
stura@uni-halle.de

StuRa – Ihr braucht noch ein Weihnachtsgeschenk?

Alle Jahre wieder ... Der Weihnachtsmarkt hat schon seit Tagen die Türen geöffnet und versucht, seinen Besuchern weihnachtliche Stimmung zu vermitteln. Vor allem aber rückt damit eine bohrende Frage ins Zentrum des Bewusstseins: Weihnachtsgeschenke.

Alle Jahre wieder möchten die zahlreichen Lieben tolle, kreative und möglichst persönliche Geschenke unter dem Weihnachtsbaum finden. Um euch auch an dieser Stelle eine Hilfe zu sein, haben wir für das Jahr 2010 erstmals einen erotischen Kalender des StuRa entwickelt. Entstanden sind eine weibliche Ausgabe, die im Stil eines Pin-Up-Kalenders gestaltet wurde, sowie eine männliche im klassischen Schwarz-Weiß-Stil. Die Kalender sind auf jeweils 250 Exemplare limitiert und können seit dem 23. November 2009 im Studierendenrat, im Unishop der MLU sowie über die Website des Fotografen <http://blog.gecko-media.de/> erworben werden.

Regelungen zur Anwesenheitspflicht an der MLU

Immer wieder steht die Frage der Anwesenheitspflicht im Zentrum studentischer Diskussionen, vor allem seit die Prüfungsordnungen von den Altstudiengängen (Diplom, Magister) auf die neuen Bachelor- und Master-Abschlüsse umgestellt worden sind. Besonders ärgerlich war dabei, dass sich die Regelungen von Professor zu Professor unterscheiden konnten.

Daher hat der Studierendenrat beim Justizariat der Universität auf Anfrage des FSR Erziehungswissenschaft nachgehakt: Dort sieht man die Verantwortung bei den einzelnen Fakultäten. Hier müssen eindeutige Regelungen gefunden und schriftlich fixiert werden, wie die Anwesenheitspflicht umzusetzen ist und ab wann ein Studierender als fehlend oder entschuldigt gilt.

Besondere Berücksichtigung müssen hier alle Gruppen von „Benachteiligten“ finden, wie studierende Eltern, Behinderte usw. Wir hoffen nun, dass sich in den einzelnen Studiengängen die Fragen nach der Anwesenheit etwas transparenter gestalten.

Probleme bei den Ingenieurwissenschaften

Das Land Sachsen-Anhalt versucht nun, das Ende der Ingenieurwissenschaften in Halle gewaltsam herbeizuführen!

Mit einer Verordnung möchte das Kultusministerium durchsetzen, dass sich zum kommenden Sommersemester die angehenden Ingenieure nicht mehr zurückmelden können. Vollkommen offen lässt man dabei die Frage, was aus den dort derzeit Studierenden werden soll!

Die Ingenieurwissenschaftler haben mit Hilfe des Studierendenrates nachdrücklich beim Kultusministerium interveniert. Wie sich das Land dazu verhalten wird, bleibt abzuwarten. Der Studierendenrat behält die weiteren Entwicklungen im Auge. Stoßen die Gesuche der Ingenieurwissenschaftler auf taube Ohren, werden wir die Studierenden auch bei weiteren Schritten unterstützen.

Mehr Straßenbahnen zum Weinberg

Seit der Campus Heide-Süd in größerem Umfang in Betrieb ist, herrscht vor allem eines: Gedränge in den Straßenbahnen. Leider war die HAVAG bisher nicht in der Lage, Kapazitäten bereitzustellen, die den Studierenden auch nur ein halbwegs erträgliches Ankommen ermöglichen.

Zusammen mit dem Fachschaftsrat Mathe-Info hat der Studierendenrat beim hallischen Bahnbetreiber größere Kapazitäten während der Stoßzeiten erbeten. Wir hoffen nun auf baldige Besserung!



BAföG-Abhängigkeiten

Wenn das Studienfach entscheidet. Ein Gedankengang

Es gibt Momente, da scheint die sonst so stabile Wirklichkeit nur eine Kulisse zu sein. Solche Momente habe ich in letzter Zeit öfter im Zusammenhang mit den Geschehnissen rund um die Hochschulpolitik. Zum Beispiel, wenn wie vor zwei Monaten in Wien der Wissenschaftsminister Hahn vom Geldmangel an den Hochschulen darauf schließt, es gäbe zu viele Studierende, man müsse die Zugangsbedingungen verschärfen; das ist so ein Moment. Da öffnet sich ein Riss an der Stelle, wo vorher die Überzeugung stand, dass möglichst hohe Abschlüsse allgemein erwünscht seien. Dass es gut sei, dass viele Leute ein Studium anstreben. Doch dessen bin ich mir langsam nicht mehr so sicher. Wenn man solch einen Riss näher betrachtet, ganz nah herangeht und durchschaut, kann man noch andere Dinge sehen: Als logische Konsequenz dieses Bildungsverständnisses könnte bald die Regelung eingeführt werden, staatliche Unterstützung nur noch Studierenden bestimmter Fächer angeedihen zu lassen; die Studi-

enfachwahl als BAföG-Kriterium. Schließlich soll sich die Unterstützung ja mittelfristig auszahlen, weshalb also nicht durch die Vergabe der Fördermittel der »richtigen« Entscheidung nachhelfen? Mehr Ingenieure braucht das Land, soll heißen: der Wirtschaftsstandort. Oder doch lieber mehr Juristen und Wirtschaftswissenschaftler? Je nach Wahl- und Meinungslage könnten verschiedenste Fächer mal für förderungswürdig, mal für -unwürdig erklärt werden. Sicher gäbe es auch die »ewig verfeimten« Fachbereiche. Welches gesellschaftliche Ansehen hätten wohl unter solchen Umständen Studierende von Fächern wie Ethnologie, Sozialpädagogik oder Malerei?

An diesem Punkt entferne ich mich unauffällig wieder von meinem Beobachtungsposten und hole Kitt, um den Riss zu verschließen; uns bleibt das Warten auf hoffnungsvollere Zeichen aus der Politik.

Text: Julia Solinski
Foto: Tom Leonhardt

Wessen Bildung?

Funken aus Österreich haben das Feuer der Proteste auch in Halle neu entfacht

Nach der bundesweiten Bildungsstreikwoche im Juni waren die Stimmen um die Bildungspolitik in Halle ruhiger geworden. In Wien besetzen Studierende seit dem 22. Oktober das Audimax der Akademie der bildenden Künste, um gegen die bestehende Bildungsmisere anzukämpfen. Damit wurde das Interesse der Medien wieder geweckt und die Nachricht weltweit verbreitet. Die Folge: Über 30 Besetzungen rund um den Globus, vor allem deutschlandweit. Doch in Halle war es weiterhin eher still. Am 28. Oktober brachten einige hallische Studierende Transparente an, um ihre Solidarität mit Österreich zu bekunden. Eine Reaktion im großen Rahmen ließ jedoch fast einen weiteren Monat auf sich warten.

Die Uni brennt!

Dass in Halle kein Desinteresse an der Solidarität und einer Verbesserung der Bildungspolitik besteht, zeigte sich bei der Vollversammlung am 18. November. Im Hörsaal XXII des Audimax drängten sich anfangs mehr als 700, später immerhin noch mindestens 500 Studierende. Ihnen sollten an diesem Abend verschiedene inhaltliche Schwerpunkte durch Studierende, eine Personalrätin und einen Gewerkschafter von ver.di nähergebracht werden. Den ersten Schwerpunkt bildete die Hochschulfinanzierung. Die Einlagen der Universität wären bereits 2011 aufgebraucht. So gab eine Rednerin des AK Bildungspolitik an, dass wei-

tere zwölf Millionen nötig seien, um eine ausreichende Finanzierung der MLU zu gewährleisten.

Zwei Studenten der juristischen Fakultät betrachteten die geplanten Änderungen des Landeshochschulgesetzes kritisch und versuchten, deren Auswirkungen zu erklären. Unter anderem befindet sich darin ein neuer Paragraph zu Ordnungsverstößen und Ordnungsverfahren. Den Universitäten wäre es dann erlaubt, Studierende, die durch gewalttätiges Verhalten auffallen, zu exmatrikulieren. Unter den gegebenen Umständen entstand in den Reihen die Frage, ob eine Besetzung ebenfalls als solch ein Verhalten zu betrachten sei und ob es als Mittel während der Proteste genutzt werden sollte.

Alte Forderungen aus den Protesten im Sommer wurden beibehalten. So zum Beispiel die der Abschaffung von Studiengebühren. Darin zeigte sich die Solidarität mit anderen Bundesländern, in denen es diese Gebühren bereits gibt. Zudem wurde die Streichung des hochschulpolitischen Mandats betrachtet, die eine rechtlich unsichere Lage für den Studierendenrat schaffen würde. (Genauere Informationen zu diesem Thema finden sich in *hastuzeit* Nr. 28)

Die Belange der Studierenden wurden vom ver.di-Gewerkschafter und von der Personalrätin befürwortet. Dadurch wurde vor allem für die geplante Demonstration gegen die Hochschulrektorenkonferenz (HRK) am 24. November in Leipzig Mut gemacht. Hallische und Leipziger Studierende riefen gemeinsam zur Beteiligung auf.

Auch die bundesweite Teilnahme an den bestehenden Protesten wurde den Versammelten nochmals vor Augen geführt. Dazu wurde mit den Besetzern der Universität in Tübingen und in Berlin per Liveschaltung kommuniziert. Danach wurde auch der Ruf in Halle nach einer Besetzung laut, der schon während der gesamten Versammlung in einigen Köpfen brodelte. Eine hitzige Diskussion entfachte sich um das Einnehmen der Hörsäle. »Damit werden lernwillige Studenten an ihrem freien Zugang zur Bildung gehindert. Das widerspricht den Forderungen«, kritisierten die Gegner einer Besetzung. »Aber nur so kann man ein Zeichen setzen und wei-



tere Studierende und Dozierende erreichen«, verteidigten die Befürworter. Die Reaktionen auf Vorschläge zu alternativen Möglichkeiten wurden von vielen als unsachlich empfunden. Letztendlich bemühte man sich um eine freie Meinungsäußerung eines jeden Teilnehmers. In der daraus resultierenden Abstimmung entschied sich ein Großteil für die Besetzung. Das Audimax ist seit dieser Nacht von durchschnittlich zehn bis fünfzehn Leuten besetzt.

Diese schlafen aber nicht einfach dort, sondern organisieren alternative Veranstaltungen, die sich mit der Hochschulbildung beschäftigen. Neben einem regelmäßigen Plenum am Abend kann man auch Lesekreisen, einem Bildungs-Poetry-Slam und verschiedenen Vorlesungen und Referaten beiwohnen. Erste Erfolge dieser Aktionsform kann man bereits verzeichnen. Ein Laufpublikum aus weiteren Studierenden, Dozierende, Presse und Politikern wurde aufmerksam gemacht und damit wieder eine Öffentlichkeit für die Thematik geschaffen.

»Keine Stimme ohne uns«

Die HRK bezeichnet sich als Stimme der Hochschulen. Dass dem nicht so sein soll, bewiesen geschätzte 5000 Demonstranten am 24. November in Leipzig. Dort tagten währenddessen unter der Leitung von Prof. Dr. Wintermantel ausgewählte Rektoren und Präsidenten verschiedener Universitäten Deutschlands.

Aus Halle reisten 300 bis 400 Studierende an, um mit Gleichgesinnten aus Jena, Dresden, Leipzig und anderen Hochschulstädten zu demonstrieren. Auch zahlreiche Ordnungshüter und Polizisten begrüßten die Protestierenden und begleiteten sie den ganzen Tag. Weitestgehend mussten diese aber nicht eingreifen. Nur eine Handvoll Studierender versuchte kurzzeitig, das Neue Rathaus, in

dem die Pressekonferenz der HRK stattfand, zu erstürmen. Die Aktion wurde aber ohne größere Handgreiflichkeiten unterbunden.

Der Sammelpunkt der Demonstranten befand sich in der Nähe des besetzten Rektorats in Leipzig. Dort wurde der Protestzug nach einer präzisen Erläuterung der Verhaltensregeln freigegeben. Weiter ging es durch die Stadt zur großen Zwischenkundgebung. Die Länge der Reden und der eintretende Regen vertrieben einige Studierende. Daher zogen weniger weiter zur Endkundgebung in die Universitätsstraße. Während der Bekanntmachungen und auf den Plakaten fand man die anhaltenden Forderungen wieder: keine Studiengebühren, keine Elite, freie und selbstbestimmte Bildung und das gleiche Bildungsrecht für alle.

Erste Reaktionen dazu ließen nicht lange auf sich warten. Noch während die Studierenden auf dem Rückweg in ihre Heimatstädte waren, wurden im Internet und Radio die Ergebnisse der Pressekonferenz diskutiert. Auch die, die den ganzen Tag auf der Straße für eine bessere Bildungspolitik gekämpft hatten, konnten nun die Stellungnahmen von Frau Wintermantel und Co. erfahren. Und diese fielen nicht wie gewünscht aus. Die Verantwortung für die verfehlte Realisierung des Bologna-Prozesses wurde den Ländern zugeschrieben. Die Umsetzung der europäischen Hochschulreform sei in Deutschland aber gelungen. Die Protestierenden dagegen bildeten nur eine Minderheit, die von einer Bildungsmisere spricht. Insgesamt sei die Zufriedenheit der Studierenden gestiegen – meint die Präsidentin.

Das Bildungsnetzwerk wächst

Die so genannte »Minderheit« hat sich mittlerweile weltweit in über 80 besetzten Universitäten breit gemacht. Zwischen ihnen ist eine Vernetzung entstanden. Auch Halle zählt sich zu diesem Netzwerk; bis nach Berkeley in die USA reichen beispielsweise die Kontakte. Täglich findet ein reger Austausch über die aktuelle Lage und das weitere Vorgehen statt. Solange die Unzufriedenheit weiter anhält, ist auch ein Ende der Besetzung nicht in Sicht. Dass auch hallische Studierende nicht aufgeben, zeigt sich in der Stellungnahme des AK Bildungspolitik zur Pressekonferenz der HRK: »Sehr geehrte Frau Wintermantel, – dann müssen wir uns wohl warm anziehen!«

Text: Sabine Paschke, Julia Kloschkewitz
Fotos: Claudius Worbs, Julius Lukas

• Weitere Artikel und Fotos zum Thema unter:
www.hastuzeit.de



Legitimität des Bildungsstreiks

Darf man im Namen aller Studierenden die Hörsäle besetzen?



Pro

Nein, natürlich darf man nicht einfach so Hörsäle über die Köpfe ungefragter KommilitonInnen hinweg besetzen. Wenn der Bildungsstreik 2009 das machen würde, wäre er genauso undemokratisch, wie er es in der Hochschulpolitik anprangert. Aber die Besetzung des Audimax wurde von einer deutlichen Mehrheit durch die Vollversammlung der Studierenden beschlossen. Es waren etwa 700 Studierende anwesend, und wer nicht da war, ist aus freien Stücken der demokratischen Abstimmung ferngeblieben. So funktioniert Demokratie.

Die Forderung, einen anderen Weg zu wählen, beachtet nicht, dass die Besetzung nur ein Bruchteil unseres Protests ist. Wir brauchen Aufmerksamkeit für die Probleme der Hochschulen, um Lösungsansätze zu erarbeiten und diese zu diskutieren.

Gründe, für die Entscheidung der Studierenden zu protestieren, gibt es genug. Viele der Studiengänge sind nicht akkreditiert, d. h. nicht (inter)national anerkannt. Der Uni fehlen 2010 über zehn Millionen Euro. Darunter leiden Studierende sowie Lehrende. Mit dem neuen Hochschulgesetz soll dem StuRa zu vielen politischen Themen der Mund verboten werden und einige Mittel der Meinungsäußerung, wie z.B. Besetzung, mit Exmatrikulation sanktioniert werden können. Durch die Einführung der Bologna-Reform wurden die Studiengänge verschult und jede Selbstverantwortung und Selbstgestaltungsmöglichkeit für das eigene Studium abgeschafft. Des Weiteren wurde die oft betonte Mobilität nicht wie vorgesehen erhöht, sondern eingeschränkt.

Die BesetzerInnen bedauern es, dass sich nicht mehr Studierende gegen die Missstände im Bildungssystem stellen und sich konstruktiv in den Diskurs mit uns beziehungsweise in die öffentliche Diskussion einbringen. Jeder ist betroffen und sollte wie Studierende in über 80 Städten verschiedener europäischer Länder von dem Recht Gebrauch machen, für seine/ihre Forderungen zu kämpfen. In diesem Sinne: Werdet aktiv und erhebt Eure Stimme, bringt Euch ein und kommt zu unserem Plenum!

Kommentar: AK Presse des Bildungsstreiks



Kontra

Die Vollversammlung und die anschließende Besetzung brachten bisher vor allem eines: die Neugestaltung des Audimax, denn die Forderungen sind im großem Umfang inhaltlich gleich der Forderungen der Sommerproteste.

Die Probleme der Proteste bleiben auch im »Heißen Herbst« bestehen. Berechtigte Kritik an der Umsetzung des Bologna-Prozesses wird überschattet von realitätsfremden Forderungen, wie einer generellen Verlängerung der Regelstudienzeiten, einer Abschaffung des NCs und einem Masterplatz für jeden Studierenden.

Die Frage der Legitimität dieser europaweiten Besetzungen stellt sich, wenn durch die Besetzung des Audimax der Universität Wien bereits Schäden in Höhe von 100 000 Euro und durch die Besetzung des Casinos der Universität Frankfurt sogar bis zu 400 000 Euro Schäden anfallen. Glücklicherweise ist die Besetzung hier in Halle damit nicht vergleichbar, und dennoch muss auch hier nach dem Sinn dieser Aktion gefragt werden. Es wird Kritik an Bundes- und Landesregierung sowie den Rektoren der Universität geübt, und doch werden Hörsäle besetzt, fernab jener Verantwortlichen, die man zu erreichen versucht. Dabei wird oftmals darauf hingewiesen, dass man mit den Besetzungen ja auch die Studierenden erreichen möchte. Bei durchschnittlich 20 Besetzern scheint mir diese Aufgabe jedoch gescheitert.

Wenn konstruktive Vorschläge laut Kommentaren zur Vollversammlung »zum Weihnachtsmann« geschickt werden sollen und wenn Wirtschafts- und Jurastudierende als StudentInnen zweiter Klasse deklariert werden, so ist die Frage nach inhaltlicher Arbeit mehr als gerechtfertigt. Durch solche Aktionen treibt man einen Keil in die Studierendenschaft, welcher ohnehin existiert. Solange Studierende, die sich mit den Maßnahmen des Streiks nicht identifizieren können und dennoch zur Vollversammlung erscheinen, diffamiert werden und solange konstruktive Arbeit von realitätsfremden Forderungen und inhaltslosen, diskriminierenden Aktionen überschattet wird, ist eine Solidarisierung mit diesen Protesten ausgeschlossen.

Kommentar: Marcus Gedai
(Ring Christlich Demokratischer Studenten Halle)

Mit Freude am Singen zum Sieg

Universitätschor Halle gewinnt internationalen Wettbewerb in Prag

Jung, musikbegeistert und erfolgreich – der Universitätschor Halle wird Gesamtsieger beim 23. »Praga Cantat«, einem internationalen Chorwettbewerb, der vom 29. Oktober bis 1. November in der tschechischen Hauptstadt stattfindet. So verschieden die musikalischen Darbietungen und Sprachen, so ähnlich die Motivation. Es sind die Liebe zum Gesang und der Wunsch, das eigene Leben und das der Mitmenschen mit Musik zu verschönern, die alle Teilnehmer verbinden, meint Bedřich Plecháč, Direktor der Firma *Bohemia-Ticket*, in seinem Grußwort zum Wettbewerb.

»Freude über Freude«, so Jens Lorenz, einer der beiden Leiter des Ensembles, »bedeutet der Sieg für die jungen MusikerInnen aus Halle. Das ist eine sehr hohe Auszeichnung, vor allem deswegen, weil eine unabhängige, internationale Jury die musikalischen Darbietungen beurteilt«. Der Universitätschor »Johann Friedrich Reichardt« (seit 1951) besteht aus insgesamt 80 Studierenden sowie etlichen MitarbeiterInnen der Universität und jungen WissenschaftlerInnen. Erstmals Teilnehmer am Prager Wettbewerb, beeindruckt das Ensemble des Collegium musicum der MLU in den Kategorien Folklore und Gemischter Chor unter anderem mit John Hoybes »The slow spring«, »Dieu! Qui la fait bon regarder« von Debussy und dem Pflichtstück »Nápadly písne« von Dvořák. Die leidenschaftlichen SängerInnen setzen sich gegen 21 Chöre aus elf Ländern, darunter Tschechien, Mexiko, Japan, Kroatien und Russland, durch und gehen nicht nur als bester gemischter Chor, sondern im gesamten Wettbewerb als Sieger hervor. Dem Ensemble winken 500 Euro Preisgeld und in beiden Kategorien je ein Golddiplom.

»Die wenigsten hätten mit einem solchen Erfolg gerechnet«, erzählt Christian Weicholdt, 23, seit 2006 Mitglied im Universitätschor. »Viele fühlten sich nicht so gut

vorbereitet wie beispielsweise 2007 vor dem Auftritt in Verona. Da ist der Sieg natürlich eine große Freude.« Dem entsprechend laut sind die Jubelschreie bei der Preisverleihung am 31. Oktober im Prager Nationalhaus. Kaum ist das Wort »Uni« ausgesprochen, fallen sich die Hallenser schon freudestrahlend in die Arme. Ursprünglich waren sie mit mehr oder weniger hohen Erwartungen nach Tschechien gefahren, in erster Linie um sich und ihre Universität zu repräsentieren und zahlreichen Chören jeder Altersklasse mit unterschiedlichen Gesangsstilen zuzuhören – und nun ein solches Ergebnis. »Es erfüllt mich mit Stolz, bei so einem Ensemble mitwirken zu dürfen«, freut sich Henriette Paetz, 26, seit 2003 Chormitglied. Sie hofft, dass der Sieg viel positive Energie versprüht und der Wettbewerbsgedanke nicht die Freude am Singen übertüncht, liegt doch auch die Grundidee des Festivals im Gesang mit- und nicht gegeneinander.

Was bedeutet der Sieg für den Chor? »Ich denke, dass er uns eine tolle Motivation bietet, auch in Zukunft hart zu arbeiten und mit Begeisterung beim Singen zu bleiben«, so Ina Litterst, 20. »Der Erfolg ist das i-Tüpfelchen unserer ohnehin schon schönen Chorfahrt.« Insgesamt vier Tage verbringt der Universitätschor in der Goldenen Stadt an der Moldau. Neben Proben, Wettbewerb und Festlichkeiten stehen eine Stadtführung und andere kulturelle Veranstaltungen auf dem Programm, ist doch ein gutes Gemeinschaftsgefühl für zukünftige Auftritte wichtig. Solcherlei Aufführungen gibt es viele, pro Jahr sind es etwa 15 Konzerte mit bis zu fünf unterschiedlichen Programmen. Vergangenen Juni war es Felix Mendelssohn Bartholdys Oratorium »Elias«, das in Kooperation mit der Anhaltischen Philharmonie Dessau gestaltet wurde, im kommenden Jahr wird als gemeinsames Projekt das Mozart-Requiem aufgeführt werden.

Text und Foto: Daniela Heimpel



Der Universitätschor »Johann-Friedrich-Reichardt« beim Singen um den Sieg.

Die Situation der Privatdozenten

Eine Habilitation kann die Professur bedeuten. Sie kann aber auch in eine Sackgasse führen. Zwei Privatdozenten der MLU berichten.

Den Titel »PrivatdozentIn« (PD) erlangt man über die Habilitation. Er befugt zu Lehre und stellt demnach eine Voraussetzung für eine Professur dar. Um den Titel zu halten, sind PrivatdozentInnen verpflichtet, eine Mindestanzahl an Stunden zu lehren. Ein habilitierter Wissenschaftler mit dem Titel PrivatdozentIn kann das Glück haben, dabei in einem Dienstverhältnis mit der Universität zu stehen, zum Beispiel als wissenschaftlicher Mitarbeiter, und ein Gehalt zu bekommen. Das Recht auf eine Stelle hat er aber nicht. Und in dem Fall lehrt er ohne Bezahlung, um seinen Titel nicht zu verlieren. An der MLU gibt es 43 PrivatdozentInnen, die bezahlt werden. Alle anderen lehren umsonst und in der Hoffnung, irgendwann eine Professur zu bekommen.

Lehre ohne jegliche Bezahlung

Björn Seidel-Dreffke ist einer von denen, die hoffen und warten. Seit vier Jahren lehrt er nun schon ohne Vergütung am Institut für Slavistik und bietet in der Regel eine Veranstaltung pro Semester an. »Ich habe mir meine wissenschaftliche Karriere keineswegs so vorgestellt«, resümiert Seidel-Dreffke enttäuscht. »Ich bin größtenteils freiberuflich als Übersetzer und Autor tätig. Hin und wieder muss ich mich aber sogar einige Zeit arbeitslos melden, was eine starke psychische Belastungsprobe darstellt.« Seidel-Dreffke hat gehaut, dass das Erlangen eines Dienstverhältnisses und erst Recht einer Professur nicht leicht würde und versuchte sich daher, über eine Weiterbildung im Bereich Archiv/Dokumentation ein zweites Standbein aufzubauen. »Leider war es auch hier nicht möglich, eine Festanstellung zu finden, da ich nach Abschluss dieser Ausbildung und meiner Habilitation wohl endgültig völlig überqualifiziert war, was mir auch ein privater Arbeitsvermittler, den ich im Jahre 2008 zu Rate zog, bestätigte. Je höher man spezialisiert ist und je älter man wird, umso schwieriger wird es, im außeruniversitären Bereich einen Job zu finden.« Das Problem der hohen Spezialisierung hänge unter anderem mit der Angst der potentiellen Arbeitgeber zusammen, habilitierte Bewerber seien zu theoretisch orientiert und wollten sich nicht einordnen. Auch die Angst vieler Arbeitgeber, man könne ein höheres Entgelt einklagen, obwohl man sich bereit erklärt hatte, für einen weit unter der Qualifikation liegenden Lohn zu arbeiten, spiele eine Rolle. Dass ein fortgeschrittenes Alter die Chancen auf

eine Anstellung verringert, stellt ein Problem in verschiedenen Berufszweigen dar. Auch in der Studie des Instituts Arbeit und Qualifikation (IAQ) der Universität Duisburg-Essen kam man zu dem Schluss, dass die Chancen für Arbeitnehmer im fortgeschrittenen Alter gering seien. Mit jedem zusätzlichen Lebensjahr fänden weniger Menschen einen neuen Job. So rät auch Seidel-Dreffke zwar nicht grundsätzlich von einer wissenschaftlichen Karriere ab, empfiehlt aber diese zielstrebig voranzutreiben, möglichst zeitnah zu promovieren und gleich die Habilitation anzuschließen.

Eine Möglichkeit, die schwierige Situation der PrivatdozentInnen zu verbessern, sei nach Seidel-Dreffke mit einer Änderung der Gesetzeslage verbunden. In dieser bestehe derzeit das Problem, dass zur Lehre verpflichtet wird, eine Wertschätzung der Arbeit aber nicht einmal in Form einer Aufwandsentschädigung gewährleistet sei. Auch eine legitime Lehrpause, im Falle eines Nichtbedarfs an Personal oder auf Grund mangelnder Finanzierungsmöglichkeiten der Institute, ist nicht gesetzeskonform und würde mit Entzug der Lehrbefugnis geahndet.

Kurz vor dem Ziel: die Vertretungsprofessur

Eine Habilitation kann zur Professur führen. Es ist jedoch ein harter und steiniger Weg. Und bei Weitem nicht alle kommen an. Jutta Dierkes hat es fast geschafft. Sie ist seit 1. April die Vertretungsprofessorin für Ernährungsphysiologie. Zuvor hatte sie an der medizinischen Fakultät in Magdeburg als Privatdozentin gelehrt. Im Gegensatz zu Seidel-Dreffke war sie als wissenschaftliche Mitarbeiterin angestellt. Risikolos ist aber auch ihr Lebensweg nicht. Schließlich ist die Stelle in Magdeburg, für die sie während der Vertretungsprofessur beurlaubt wurde, befristet. Wenn diese ausläuft und sie die Professur in Halle nicht bekommt, wäre sie erst einmal arbeitssuchend. »Eine Karriere in der Forschung ist immer extrem riskant«, beschreibt Dierkes nicht nur ihre Situation, sondern die aller WissenschaftlerInnen ohne unbefristete Stelle. »Das Problem besteht darin, dass in allen Instituten der akademische Mittelbau wegfällt. Es gibt nur sehr wenige wissenschaftliche Mitarbeiter, die sich die Institute leisten können.

Diese Entwicklung ist nicht zufällig«, erklärt Dierkes. »Das ist politischer Wille, weil diese Stellen sehr teuer sind und man deren Nutzen nicht auf den ersten Blick



Unbezahltes Seminar: Björn Seidel-Dreffke wartet seit vier Jahren auf die Vergütung seiner Lehrveranstaltungen.

gesehen hat.« Dies wirke sich nicht nur auf die Arbeitsmarktsituation für angehende WissenschaftlerInnen aus, sondern verschone auch die Qualität der Lehre nicht.

Dierkes hat ihre Karriere an der Universität begonnen und strebt an, diese auch dort fortzusetzen. Die Problematiken bezüglich der außeruniversitären Arbeitsplatzsuche und der sogenannten Überqualifikation sieht sie dennoch relativ gelassen. »Man kann immer auch eine gute Stelle außerhalb der Universität finden, auch wenn irgendwo Altersgrenzen existieren.« Auch eine hohe und spezielle Qualifikation stelle nicht unbedingt ein Hindernis dar. Man müsse nur aufmerksam suchen und genau die Firma, die nach dem entsprechenden Profil fragt, finden. Zudem solle man die Berufserfahrung, die man an der Universität gesammelt hat, die Lehr- und Forschungserfahrung, nicht ins falsche Licht rücken und sich auf keinen Fall unter Wert verkaufen. »Auch wenn eine schlecht bezahlte Arbeit besser als gar keine ist, muss man die Balance finden. Voraussetzung dafür ist, im Lohngefüge seiner Branche gut Bescheid zu wissen.«

Generell ist Dierkes zufrieden, obwohl sie noch nie einen unbefristeten Vertrag besaß und meint, dass die Gehälter an den Universitäten nicht mit denen außerhalb der Universität konkurrieren können. Die Arbeit an der Hochschule bietet viele Freiheiten bezüglich Lehre und Forschung. Auch rät sie generell jedem, der Spaß und In-

teresse an Forschung hat, zu einer wissenschaftlichen Karriere. Jedoch rät sie dringend jedem davon ab, mehr als das Mindestmaß zu tun, um seinen Titel Privatdozent zu halten. »Andernfalls verschleiert man auf diese Weise die Unterfinanzierung der Universitäten.«

PrivatdozentInnen und die Universität: ein Geben und Nehmen?

Die Universitäten brauchen die PrivatdozentInnen. Sie bringen nicht nur neue Facetten zur Lehre, sondern sind kostengünstige oder sogar kostenlose Arbeitnehmer. Sie füllen dort Lücken, wo die Finanzierung der Hochschulen an ihre Grenzen gerät. Die PrivatdozentInnen können dies jedoch nicht für die Verbesserung ihrer Situation nutzen. Sie sind angewiesen auf den Titel und wollen die Chance auf die Professur nicht verspielen. So kann man nach Dierkes nicht einmal von einem »Verhältnis auf Augenhöhe« sprechen. »Schlimm ist vor allem aber auch, dass der Staat so viel geistiges Potential, dessen Ausbildung dem Staat auch Geld gekostet hat, vergeudet«, fasst Seidel-Dreffke die Problematik zusammen. Eine Problematik, die nicht nur PrivatdozentInnen betrifft.

Text und Foto: Julia Glathe

- Studie des IAQ zu den Chancen auf dem Arbeitsmarkt im fortgeschrittenen Alter auf: www.bildungsspiegel.de

Lichtblick für alle Studierenden?!

Ein Stipendium ist für Studierende ideal, wenn es um die Finanzierung ihres Studiums geht. Doch worauf legen die Stiftungen besonders viel Wert und welche Förderung sieht die Bundesregierung vor?

In Deutschland erhalten zwei Prozent aller Studierenden ein Stipendium. Das hat die jüngste Sozialerhebung des Deutschen Studentenwerks ergeben. In den kommenden vier Jahren will die Bundesregierung zehn Prozent erreichen. Dafür ist auf bundesweiter Ebene eine einkommensunabhängige Förderung geplant. Diese finanzielle Förderung soll sich auf 300 Euro belaufen, davon sollen 150 Euro Bund und Land tragen, 150 Euro private Förderer. Um diese Landesmittel jedoch zu erhalten, ist es Aufgabe der Hochschulen, sich um private Förderer (wie Unternehmen, Stiftungen oder Privatpersonen) zu bemühen.

Carola Reimann (SPD), Mitglied des Bundestages und im Ausschuss für Bildung und Forschung, meint dazu: »Wirtschaftlich schwache Bundesländer werden damit jedoch benachteiligt, vor allem die neuen Bundesländer können nicht ausreichend Mittel aus der Privatwirtschaft generieren.« Zudem befürchten Studierende, dass die ohnehin unterfinanzierten Geisteswissenschaften nur wenig von dem Unternehmertopf profitieren, denn in der Wirtschaft seien eher mathematisch-technische Fächer gefragt. Eine weitere Erhöhung ist auch beim Büchergeld geplant, hier sollen statt 80 nun 300 Euro zur Verfügung stehen.

Von der Idee der einkommensunabhängigen Förderung halten auch die Stiftungen viel. Studierende, die

knapp über der Bafög-Grenze liegen, könnten so eine finanzielle Unterstützung bekommen. Die Heinrich-Böll-Stiftung fördert derzeit zwölf Studierende der MLU Halle-Wittenberg. Bei der Friedrich-Naumann-Stiftung sind es acht Studierende – von 18 000 insgesamt. »Eine Breitenförderung ist mit den Stipendien nicht möglich«, so Oliver Paulsen, Geschäftsführer der Heinrich-Böll-Stiftung Sachsen-Anhalt. Die Mittel der Bundesregierung reichen bislang nicht für mehr Stipendien, da auch die Zuwendungen der Stiftungen bemessen sind.

In Deutschland gibt es elf große Begabtenförderwerke, bestehend aus sechs parteinahen, zwei kirchlichen, einer gewerkschaftsnahen Stiftung, der Studienstiftung des deutschen Volkes und der Stiftung der deutschen Wirtschaft. Eines haben sie alle gemeinsam: Sie erwarten vom zukünftigen Stipendiat sehr gute Leistungen während des Studiums, aber auch andere Auswahlkriterien sind entscheidend. »Stipendien sind nicht nur was für Überflieger mit 1,0 Durchschnitt. Viel wichtiger ist soziales Engagement in Vereinen oder in Organisationen der Hochschule. Wir wollen interessante Menschen, »Persönlichkeiten«, fördern«, betont Oliver Paulsen.

Doch gerade bei den sechs parteinahen Stiftungen bleibt die Frage der Parteizugehörigkeit. »Man muss nicht Mitglied der Partei sein, aber man sollte sich mit den Ideen der Partei identifizieren können«, erzählt Uwe Lühr, Leiter des Regionalbüros der Naumann-Stiftung. Eine Stiftung sei zwar kein »Sprachrohr« der Partei, die Inhalte dieser werden dennoch bei Pflichtveranstaltungen gemeinsam mit den Stipendiaten aufgearbeitet.

Des Weiteren haben viele Stiftungen noch immer nicht das Stipendiensystem dem Bachelor/Master-Programm angepasst. Bei sechs Semestern Regelstudienzeit werden die Studierenden meist erst ab dem dritten oder vierten Semester gefördert; quasi wenn die Hälfte des Studiums schon vorbei ist. Deswegen haben einige Stiftungen die Möglichkeit eines Probestipendiums konzipiert, bei der StudentInnen schon ab dem ersten Semester gefördert werden.

Text: Caroline Lange
Foto: Heinrich-Böll-Stiftung

- Am 14. Dezember stellen sich in den Frankeschen Stiftungen, Haus 31 ab 18.00 Uhr alle Stiftungen vor.



Arbeitskreis im Grünen: Stipendiaten der Heinrich-Böll-Stiftung beim Erfahrungsaustausch.

Das Fulbright-Programm

Eine Studienförderung für besonders engagierte Studierende

Am 28. April 2009 versammelte sich eine Handvoll Studierender im Hörsaal des psychologischen Institutes am Brandbergweg, um Susanne Göckeritz, Psychologiestudentin und Fulbrightstipendiatin, zu lauschen. Susanne hat es geschafft. Sie durfte zwei Semester Psychologie an der California State University San Marcos studieren, unterstützt durch ein Teilstipendium in Höhe von 21 500 US-Dollar von Fulbright. Begeistert berichtet sie an diesem Nachmittag von ihren Reisen quer durch die USA und ihrer akademischen Weiterentwicklung. Beispielsweise durfte sie dort selbst eine Sozialpsychologievorlesung halten und verfasste mit ihrem amerikanischen Professor einen Fachartikel.

Was ist Fulbright?

Das Deutsch-Amerikanische Fulbright-Programm versucht, das gegenseitige Verständnis von Amerikanern und Deutschen durch akademischen und kulturellen Austausch zu fördern. Jährlich werden 70 Stipendien an engagierte und leistungsstarke Studierende vergeben, die ihr Land in der Funktion eines Kulturbotschafters vertreten sollen.

Träger des Programms sind neben dem amerikanischen Department of State und dem deutschen Auswärtigen Amt auch private Investoren wie die Deutsche Bank AG, die Siemens AG, The Boston Consulting Group oder die Dow Olefinverbund GmbH. Diese Unternehmen werden angelockt mit der Aussicht auf einen Zugang zu einer mehrsprachigen, fachlich qualifizierten und kosmopolitischen Gruppe junger Studierender, die nach ihrem Universitätsabschluss leicht angeworben werden können.

Unter anderem werden von Fulbright Bewerbungskosten, die transatlantischen Reisekosten und die dortige Kranken- und Unfallversicherung übernommen. Die Höhe der Stipendien variiert, je nachdem ob man ein Teil- oder Vollstipendium erhält, zwischen 21 500 und 30 400 US-Dollar, davon müssen die Studiengebühren und die Lebenshaltungskosten bestritten werden.

Die Bewerbung

Die zentralen Voraussetzungen für ein Fulbrightstipendium neben guten Noten sind fundierte landeskundliche Kenntnisse über Deutschland und die USA, Engagement außerhalb des Studiums und gute englische Sprachkenntnisse (mindestens 89 Punkte im internetgestützten TOEFL). Des Weiteren sollten die Studierenden bei Antritt des Stipendiums in den USA mindestens das fünfte Fachsemester abgeschlossen haben.

Bewerber der MLU werden zunächst zu einem persönlichen Gespräch ins akademische Auslandsamt eingeladen. Hier sollten sie sowohl ihr fachliches Vorhaben in den USA vorstellen als auch auf Fragen der Kommission antworten können. Der hiesige Fulbright-Vertrauensdozent Dieter Heyer fragt zum Beispiel gern: »Welchen Fachartikel haben Sie zuletzt gelesen, und erklären Sie doch kurz für nichtfachkundige Zuhörer, worum es dabei ging.« Auch muss jederzeit damit gerechnet werden, dass das Gespräch auf Englisch fortgeführt wird.

Nach dem Gespräch in Halle werden die Bewerbungsunterlagen mit einer Einschätzung der lokalen Kommission weiter nach Berlin geschickt. Die Bewerber müssen sich im weiteren Auswahlverfahren mit der nationalen Konkurrenz messen. Wer zum persönlichen Gespräch nach Berlin eingeladen wird und die dortige internationale Kommission von sich überzeugt, hat es geschafft.

Ein Jahr Politikwissenschaften in Colorado

Philipp Behm, ehemaliger Student der Politikwissenschaften und Soziologie an der MLU, hat das Auswahlverfahren 2005 erfolgreich absolviert. Die Idee vom Studium in den Staaten entstand bei Philipp während eines zweiwöchigen Urlaubs in



Kalifornien. Dort faszinierte ihn neben der beeindruckenden Kulisse der Rocky Mountains vor allem die offene und freundliche Art der Einheimischen. Sein Entschluss stand fest, er wollte unbedingt länger dort leben. Durch ein Teilstipendium von Fulbright erhielt er die Chance, ab August 2006 für zwei Semester an der University of Colorado at Denver

Politikwissenschaft und Internationale Beziehungen zu studieren.

Obwohl das Auswahlverfahren lang und fordernd war, antwortet Philipp auf die Frage, ob er sich noch einmal für Fulbright bewerben würde, wenn er die Chance hätte, kurz und bestimmt: »Ja, unbedingt!«

Text: Nicole Wächter
Foto: Privat

- Weitere Informationen für die Bewerbung 2011/2012 auf: www.fulbright.de

Vorlesungen à la carte

Unsere Lehrgebäude haben alle eine Geschichte. Nicole hat die Archive durchforstet und stellt in einer Reihe ihre Recherche-Ergebnisse vor.

Teil 3: Die Wirtschaftswissenschaften

»Wenn du nach Halle gehst,
Dann geh nach Hamburg,
Wenn du von gutem Leben was verstehst.«

So beginnt das Gedicht »Brief auf Hotelpapier« von Joachim Ringelnatz, der mit bürgerlichem Namen Hans Böttcher hieß. Er war deutscher Schriftsteller, Kabarettist sowie Maler und verfasste mehrere Gedichtbände, Romane, Bühnenstücke, Erzählungen und Märchen für Kinder. Seine größten Erfolge waren die »Turngedichte« und die Lieder vom Seemann »Kuttel Daddeldu«. In den zwanziger Jahren reiste er oft nach Halle und stieg hier im Hotel »Stadt Hamburg« ab. »Ringelnatz hat gern dort gewohnt«, so Norbert Böhnke, Vorsitzender des Vereins Initiative für Halle und den Saalkreis. Und mit der damaligen Besitzerin des Hotels, Klara Achtelstetter, habe ihn eine Freundschaft verbunden.

»Stadt Hamburg« war ein bekannter Gasthof, später Hotel in Halle, das bereits 1838 erwähnt wird. Erster nachweisbarer Besitzer war Friedrich Aliche. Um seinen Besitz zu erweitern, kaufte er 1840 das Nachbargrundstück hinzu. Er verband die beiden Häuser im Erdgeschoss und änderte den Grundriss. Dadurch konnte er den Speisesaal vergrößern, Platz für ein Billardzimmer schaffen und eine neue Hofeinfahrt anlegen. Im Hinterhof befanden sich die Pferdeställe.

Im Jahr 1857 ließ Wilhelm Koch, der ein Jahr zuvor das Hotel erworben hatte, die beiden zweigeschossigen Häuser abreißen und an dieser Stelle ein dreistöckiges Haus mit einer einheitlichen Fassade errichten. Auch der Höhenunterschied der beiden Häuser, den es wahrscheinlich aufgrund des ansteigenden Straßengeländes gab, wurde ausgeglichen. Nur sechs Jahre später verkaufte er den Komplex an die Familie Achtelstetter. Erst sie erwarb zusätzlich das Eckgrundstück und ließ den turmartigen Anbau errichten, der um ein Geschoss erhöht war.

Das Hotel wurde im Laufe der Jahre immer wieder erweitert. Trotz zahlreicher Bauphasen und mehrerer Bauherren ent-

stand ein einheitlicher Hotelkomplex im Stil der italienischen Neurenaissance. Bis 1877 behielt er im Wesentlichen seine Gestaltung. Insgesamt gingen vier Grundstücke mit ihren Seitenflügeln sowie ihren Vorder- und Hinterhäusern in dem Gasthof auf.

Nach dem zweiten Weltkrieg übernahm zunächst die sowjetische Militäradministration das Gebäude. Nach Umbaumaßnahmen wurde das Hotel zu einem Offizierscasino mit dem Restaurant »Dujepr«. Seit 1952 nutzen die Wirtschaftswissenschaftler der MLU das Gebäude. Es entstanden Hörsäle, Bibliothek, Arbeits- und Studierzimmer, eine Universitätsgaststätte und anfangs sogar noch ein paar Studentenbuden. In den beiden Ballsälen in Rokoko-Ausstattung sind heute die Bibliothek und ein PC-Pool untergebracht. In der damaligen Küche befindet sich jetzt der Große Hörsaal. Der Glasbau der Bibliothek wurde anstelle der Pferdeställe errichtet. Der Lehrstuhl Externes Rechnungswesen hat seine Räume in den ehemaligen Kellner- und Kutscherzimmern unter dem Dach. Auch heute noch findet man Anzeichen, dass das Fakultätsgebäude früher ein Hotel war: zum Beispiel in den Inschriften über einigen Türen wie »Restaurant« im Eingangsbereich.

Text: Nicole Kirbach
Foto: Stadtarchiv Halle



Der wirtschaftswissenschaftliche Gebäudekomplex um 1855: Ansicht von Nordosten.



Dein schlimmster Alptraum: 30 Ausgaben *hastuzeit*

Die Sesamstraße feiert ihr 40-Jähriges, das Sandmännchen streut gar seit einem halben Jahrhundert Sand in müde Kinderaugen. Und die *hastuzeit* erscheint seit Mai 2005 nun schon zum 30. Mal.

Aber hoppla, das kann man doch nicht vergleichen. Natürlich nicht. Die Vermessenheit, die sich einem beim Lesen des ersten Absatzes aufdrängt, soll erreichen, was der halblischen Studierendenzeitschrift zum überschwänglichen Feiern ihres Jubiläums fehlt: Aufmerksamkeit.

Es scheint so, als sei einem nicht geringen Teil der Studierenden das erste Date mit der *hastuzeit* bisher aus verschiedenen Gründen verwehrt geblieben. Oder man kennt die inneren Werte einer Zeitschrift, die mit viel Liebe und Leidenschaft produziert wird. Dabei gibt sie sich alle Mühe, ihre Leser zu erreichen. Sie liegt stunden-, manchmal tagelang an einem Ort und wartet darauf, mitgenommen zu werden. Die Redakteure investieren viel Zeit, um sie per Handverteilung unter das Studentenvolk zu bringen. Doch selbst beim Verkuppeln des Lesers mit der Zeitung erhält sie all zu oft Korb um Korb.

Vielleicht sollte sich die *hastuzeit* einfach etwas kritischer einen Spiegel vor die Nase halten. Ein bisschen mehr Selbstreflexion würde ihr helfen, vom reinen Kavaliersgehabe Abstand zu nehmen. Rote Rosen, ein neuer Anzug und nette Worte sind nicht das, was die Leidenschaft bei den LeserInnen weckt. Was zählt, sind die inneren Werte. Würde die *hastuzeit* zukünftig noch mehr als bisher nicht nur darauf achten, wie sie etwas verpackt, sondern auch darauf, was sie überhaupt verpackt... wer weiß, vielleicht klappt es dann ja endlich mal mit der Liebe fürs Leben.

Text: Fabian Brenner
Foto: Dirk Perrey

• Übrigens: Im Online-Bereich feierte die *hastuzeit* auch erst kürzlich ihr Comeback. Die Neuauflage mit vielen weiteren Artikeln findet ihr unter: www.hastuzeit.de

»Es ist Krieg im Weihnachtsland«

»Passport«, ruft gelangweilt eine Stimme aus einem Glaskasten, und Weihnachten ist auf einmal sehr weit weg. »Warten«, bellt dieselbe Stimme, dann öffnet sich das Drehkreuz. »Bescheuert«, sagt Pascal lakonisch.

Der 20-Jährige arbeitet seit einem halben Jahr als Zivi in Nazareth. Wie Maria und Joseph, nur ohne Esel, ist er aus Galiläa nach Bethlehem gekommen. Den grauen israelischen Betonbunker mit dem sterilen Neonlicht mittlerweile hinter sich, geht der rothaarige Zwei-Meter-Hüne durch einen langen, engen Gang. Dann öffnet sich auch die letzte Tür, und der Weg ist frei nach Bethlehem. Vor ihm liegt ein dunkler Platz, der nur durch ein paar schummrige Scheinwerfer vereinzelter, verwaister Taxis beleuchtet wird. »Das fängt ja gut an«, murmelt er, zieht seine wärmende Wollmütze auf und läuft die dunkle Straße entlang, vorbei an verschlossenen Häusern mit heruntergelassenen Rollläden. Er will sich mit seinem Freund Florian treffen, der in Bethlehem studiert. Pascals Handy klingelt, die Melodie: »O du fröhliche«. »Wenn schon, denn schon«, sagt er nach dem kurzen Gespräch mit einem breiten Grinsen und geht zu dem verabredeten Treffpunkt. An einer Apotheke wartet er rauchend auf den deutschen Freund. Über ihm blinkt hektisch ein rotes Schild, »Merry Christmas« steht dort geschrieben. Den kleinen Fehler entdeckt Pascal aber nicht mehr, denn gerade ist Florian um die Ecke gebogen: »Na, alter Haudegen«, begrüßt er ihn. Florian ist viel kleiner und breiter als Pascal, studiert Philosophie, trägt Sandalen an seinen Füßen, einen Palästinenserschal um den Hals und wirft einen spöttischen Blick auf seinen frierenden Freund.

Tulpenwerfende Palästinenser und rosenstreuende Israelis
»Lass uns zu mir gehen«, schlägt Florian vor. Pascal nickt. Er ist müde, ihm ist kalt, und er will nur noch schlafen. »Wie geht es Dir so in ...« Den Rest des Satzes bringt der Student nicht mehr heraus. Sechs Jeeps rasen mit quietschenden Reifen rasant an den beiden vorbei. Die Katze, die eben noch über die Gasse schlich, ist sofort in Sicherheit gesprungen. Die beiden Deutschen auch. Auf den Ladeflächen der schrottreifen Jeeps sitzen palästinensische Polizisten, die wild gestikulierend und laut schreiend die enge Gasse in einen Hexenkessel verwandeln. Nach

wenigen Sekunden ist alles vorbei, es herrscht wieder gespenstische Stille. »Das ist ja wie im Film«, sagt Pascal völlig verstört. »Ne, das ist normal«, wiegelt Florian cool ab, und sie gehen weiter, vorbei an Müll und Minaretten, Kirchen und Kaffeehäusern bis zu Florians Wohnung. Er wohnt über einer kleinen Kneipe, die nur zwei Räume hat: einen für Männer, einen für Frauen. Florian hat eine Einraumwohnung. In der gehen jetzt beide schlafen, aber nicht lange: In vier Stunden klingelt der Wecker, dann ist Weihnachten, ein Fest der Sinne, das Kinderaugen leuchten lässt – in Deutschland.

Dass das in Bethlehem nicht so ist, hat Pascal gestern schon gelernt. »Macht nichts«, sagt er, »deswegen bin ich ja hier«. Während seine Familie in der schwäbischen Heimat den Tannenbaum schmückt und Plätzchen isst, läuft er mit den Pilgern durch Bethlehem. Den Weg zur Geburtskirche säumen ein meterhoher Sperrwall, Stacheldraht und Scharfschützen. Die Mauer ist übersät mit Graffiti: Tulpenwerfende Palästinenser und rosenstreuende Israelis sind zu sehen, daneben steht »This wall ist not cool«. »Bizarr«, sagt Pascal und zückt die Kamera.

Kleine Kinder und ein Dutzend Dudelsäcke

Für Fotos bleibt Pascal aber nicht viel Zeit, denn Florian will zum traditionellen Weihnachtsumzug der Pfadfinder. »Das ist in Bethlehem Tradition«, erklärt Florian seinem verwunderten Freund. Und der kommt aus dem Staunen gar nicht mehr raus: Überall lachen, tanzen und feiern die Menschen. Kleine Kinder verteilen Süßigkeiten, Pfadfinder schwingen flink ihre Fahnen, trommeln im Takt und blasen ein Dutzend Dudelsäcke. »Von andächtiger Stille hält man hier wohl nicht viel«, sagt er, freut sich, und knipst mit der Kamera, als ginge es um sein Leben. Zwei Stunden lang. Dann hat er Hunger. »Aber was isst man an Weihnachten, Gans gibt's hier ja nicht«, fragt er Florian. Der meint: »Grillplatte« und zieht seinen Freund durch die Menschenmasse hinter sich her. In einem kleinen Kebabhaus essen sie Fleisch »vom Feinsten«, wie der dürre Pascal schmatzend sagt, während er ein Bild über



Rote Rosen für den Frieden: Ein Engels-Graffiti in Bethlehem.

seinem Kopf begutachtet: Yassir Arafat und Saddam Hussein, Arm in Arm – beide bereits tot.

Der Tod ist in Bethlehem allgegenwärtig. »Gestern Abend sind drei Männer aus einem fahrenden Auto heraus erschossen worden«, liest Florian die Schlagzeile aus einer Zeitung vor. Pascal hat zwar gegessen, trotzdem hat er plötzlich ein flaues Gefühl im Magen. »So habe ich mir Weihnachten nicht vorgestellt«, sagt er leise und mit gesenktem Kopf. Weihnachten: Ein Grund zu feiern? »Nein, nicht in Bethlehem«, findet Pascal. »Es ist Krieg im Weihnachtsland«, fügt Florian nickend hinzu. Die aufgekratzte Stimmung der beiden ist der Melancholie gewichen. Sie denken an Deutschland und sind ein wenig traurig. Es ist 17 Uhr, ihre Familien gehen gerade in die Kirche, danach gibt es Essen, dann die Geschenke. Für weitere Gedanken fehlt jetzt aber die Zeit. Die beiden werden erwartet von Pater Gregor.

Der Weihnachtsmann hat keinen deutschen Pass

Pater Gregor ist ein Franziskanermönch, der – wie Florian – Sandalen trägt. Mit ihm wollen sie die Weih-

nachtsmesse, fernab vom Trubel der Geburtskirche, auf den Hirtenfeldern feiern, dem Ort, wo die Hirten die Botschaft von der Geburt Jesu erhielten. Das Trio wird ergänzt durch Alois. Alois ist selbst so etwas wie ein Hirte, ein Schafzüchter aus Österreich. Der kernige Mittvierziger ist schlecht rasiert, trägt ein halboffenes Hemd, wodurch seine graumelierte Brustbehaarung zum Vorschein kommt, und ist ein alter Freund von Pater Gregor. Der geht mit schnellem Schritt über die Feldwege und singt »Stille Nacht, heilige Nacht«. Mit seinem Gesang fügt er sich – an den Hirtenfeldern angekommen – gut in die kleine Menschentraube ein, die sich dort versammelt hat. Ein amerikanischer Baptistenprediger hält ein Holzkreuz in der

Hand und ruft »Jesus is in your heart.« Er wird von einem japanischen Ehepaar mit blinkenden Weihnachtsmützen kichernd beäugt und von fünf Mexikanern, die mit der Gitarre in der Hand »Feliz Navidad« trällern, unterstützt. Alle zusammen halten sie dann aber inne, als ein palästinensischer Priester die Messe zelebriert. Menschen aus der ganzen Welt sitzen zusammen und lauschen der Weihnachtsgeschichte. Es ist ein besonderer Moment. »Einfach himmlisch«, sagt Pascal. »Es ist ein Traum, an diesem Ort zu sein.«

Die Realität holt den 20-Jährigen aber schnell wieder ein. Auf seinem Rückweg zum Checkpoint ist die Ruhe der Hirtenfelder der Realität gewichen. An dem Übergang stehen Soldaten mit Maschinengewehren, und wenn sie nicht wollen, kommt niemand mehr über den Grenzübergang – auch nicht der Weihnachtsmann, der hat keinen deutschen Pass. Pascal schon. Er darf passieren und dreht sich ein letztes Mal um. Auf der Grenzmauer wünscht ein Plakat dem Besucher: »May peace be with you.«

Text und Foto: Dominik Nicolas Peters

»Warum etwas Wertvolles verschwenden?«

Richard Herrick erhielt am 23. Dezember 1954 ein besonderes Weihnachtsgeschenk – die Niere seines Zwillingbruders Ronald. Dank dieser Nierentransplantation konnte Richard noch weitere acht Jahre leben.

Oft ist die Transplantation eines Spenderorgans die einzige Chance für Menschen, dem Tod zu entgehen oder ein gewisses Maß an Lebensqualität zu erreichen. Dank dem Engagement von Ärzten und der Entwicklung moderner Medizin ist es heute möglich, Organe wie Herz, Lunge, Leber und Niere zu transplantieren. Ebenso ist es gängig, Gefäße, Knochen und Augenhornhäute problemlos zu übertragen.

Doch nicht nur die Zahl und Bandbreite transplantierter Organe stieg an, seitdem der Arzt Joseph Murray vor 55 Jahren zum ersten Mal eine längerfristig erfolgreiche Nierentransplantation bei eineiigen Zwillingen durchführte. Auch erhöhte sich die Überlebensdauer mit Transplantat. Nicht zuletzt durch den Einsatz von Medikamenten sind nach einem Jahr 85 Prozent aller postmortal transplantierten Nieren intakt. Auch nach fünf Jahren sind es immer noch 70 Prozent. Bei einer Lebendspende lassen sich mittlerweile bessere Werte erzielen.

Euphorie und Angst

Daraus ließe sich eine positive Bilanz für einen oft alternativlosen Eingriff ziehen. Wenn man sich dann noch eine Organspendebereitschaft von nahezu 70 Prozent der Deutschen vor Augen hält, ist das mehr als erfreulich. Zumal ein Spenderausweis problemlos in Apotheken oder bei der Krankenkasse erhältlich ist.

Doch diese Euphorie wird gedämpft durch die Tatsache, dass lediglich jeder achte Deutsche einen Organspendeausweis besitzt. Prinzipiell wird die medizinische Option begrüßt, jedoch äußern sich die wenigsten dazu.

Sucht man nach Ursachen, ist Angst ein wesentlicher Faktor. Zugunsten des transplantationsbedürftigen Patienten im Nebenbett nicht ausreichend medizinisch versorgt zu werden oder die Sorge, dass Mediziner und Pfleger zu früh aufhören, um das Leben zu kämpfen. Vielleicht auch die Angst, als potentieller Organspender nicht wiederbelebt oder als unfreiwilliger Organlieferant missbraucht zu werden.

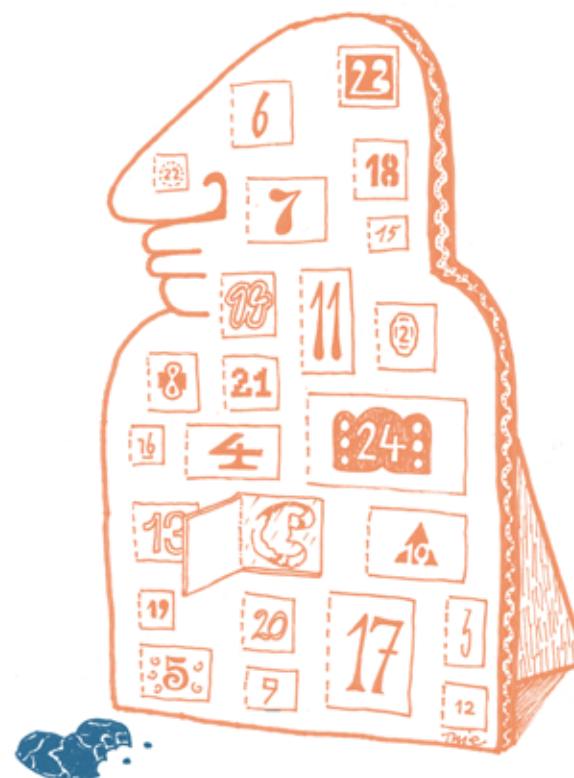
Schutz durch Gesetz

Um diesen Ängsten zu begegnen, sind die Rahmenbedingungen für die Spende und Entnahme von Organen im

Transplantationsgesetz (TPG) streng normiert: eine postmortale Organentnahme erfolgt erst, wenn der Tod des Spenders nach Regeln, die dem Stand der Erkenntnisse der medizinischen Wissenschaft entsprechen, festgestellt ist. Durch zwei Fachärzte muss unabhängig voneinander der Hirntod des Spenders diagnostiziert werden. Hirntod bedeutet dabei das irreversible Erlöschen der Gesamtfunktion des Gehirns und somit den naturwissenschaftlich-medizinischen Tod des Menschen. Herz- und Atemstillstand allein sind keine absoluten Todeszeichen, da diese in einem gewissen Zeitrahmen reversibel sind.

Der Befürchtung, nach erfolgter Organentnahme als »verstümmelter« Leichnam die letzte Ruhe zu finden, tritt die Achtung der Würde des Verstorbenen entgegen. Um Angehörigen beim Abschied nehmen einen furchtbaren Anblick zu ersparen, werden zum Beispiel nach einer Hornhautspende künstliche Augäpfel eingesetzt oder nach einer Organentnahme der Torso sauber vernäht.

In Deutschland ist im TPG geregelt, dass eine Entnahme grundsätzlich nur möglich ist, wenn eine Zustimmung vorliegt. So hat vielleicht der Spender selbst zu Lebzeiten einer Spende zugestimmt, zum Beispiel durch einen Spenderausweis. Existiert kein dokumentierter Wille, wird nach dem Tod in einem Angehörigengespräch über Einwilligung oder Ablehnung entschieden. Hier versuchen Ärzte und Angehörige, den mutmaßlichen Willen des Verstorbenen zu ergründen. Da entweder der Spender oder seine Angehörigen zugestimmt haben müssen, nennt man dies »erweiterte Zustimmungslösung«. In einigen anderen europäischen Ländern wie Österreich oder Italien wird dagegen die Widerspruchslösung praktiziert. Das heißt, es dürfen Verstorbenen grundsätzlich Organe entnommen werden, es sei denn, ein Widerspruch ist dokumentiert. In diesen Ländern stehen aufgrund dieser abweichenden Regelung mehr Transplantate zur Verfügung und weniger Menschen »sterben auf der Warteliste«. In Deutschland verhindert die Bequemlichkeit, sich nicht zu äußern, eine Organspende; dieselbe Bequemlichkeit schenkt im Falle der Widerspruchslösung Gesundheit.



Deutlich lässt sich die Relevanz von Gesprächen mit Angehörigen und/oder Freunden und der Auseinandersetzung mit diesem Thema erkennen. Denn nur dadurch kann eine Meinung entstehen und publiziert werden. Eine Kommilitonin begründet ihre Entscheidung für einen Organspendeausweis folgendermaßen: »Indem ich mich in meinem Organspendeausweis eindeutig für eine Spende meiner Organe entschieden habe, kann ich verhindern, dass ich meine nächsten Angehörigen mit dieser schwierigen Entscheidung allein lasse.«

Eine individuelle Entscheidung ohne Zwang

Die Gedanken über eine Organspende beinhalten zwangsläufig die Beschäftigung mit dem eigenen Tod. Eine Angelegenheit, die gern in weite Ferne geschoben wird. Jedoch kann auch das Befassen damit und die Perspektive einer Spende dem Tod einen Sinn bereiten. So meint eine dazu befragte Studentin: »Warum soll so etwas Wertvolles »verschwendet« werden, wenn dadurch andere die Möglichkeit haben, ein gesundes Leben zu führen?«

Der Schwierigkeit des Themas ist sich auch die Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (BZgA) bewusst und schreibt in einer Info-Broschüre zur Organspende: »Fragen, die das Leben und den Tod berühren, sind niemals einfach. So ist es auch mit der Organ- und

Gewebespende. Doch nur, wer sich selbst entscheidet, übt sein Selbstbestimmungsrecht aus und erspart unter Umständen den nächsten Angehörigen eine große Belastung.«

Anders als allgemein angenommen wird, bedeutet der Besitz eines Organspendeausweises nicht zwangsläufig, dass man sein Einverständnis zur Spende gibt. Genauso kann damit der Widerspruch einer Entnahme dokumentiert werden. Auch ist ein Widerruf der getroffenen Entscheidung jeder Zeit ohne Angabe von Gründen möglich. Ebenfalls kann die Zustimmung zur Spende auf einzelne Organe begrenzt werden.

Keine Frage des Alters

Grundsätzlich existiert keine Altersgrenze für einen Organspender. Wichtig ist lediglich der Zustand der Spenderorgane und ein funktionierendes Herz-Kreislauf-System. Dieses kann auch nach dem Hirntod aufrechterhalten werden, um die Blutversorgung der Organe zu gewährleisten. Eine Bereitschaft zur Spende kann ab dem 16. Lebensjahr bekundet werden, ein Widerspruch bereits ab dem 14. Lebensjahr.

Die Entscheidung pro oder kontra Organspende ist eine höchstpersönliche, die nicht mit richtig oder falsch bewertet werden sollte. Es ist eine Entscheidung, die man nur für sich selbst treffen kann. Doch man sollte sie treffen, damit im Notfall Klarheit besteht.

Text: Stephanie Schmidt, Helena Bebert

Illustration: Oliver Thie

• Weitere Informationen unter: www.bzga.de und www.dso.de (Deutsche Stiftung Organtransplantation)

Die Verfasserinnen studieren den Masterstudiengang Medizin-Ethik-Recht an der MLU Halle. Die Lehrveranstaltungen in diesem Studiengang befassen sich unter anderem mit den hier vorgestellten Themen. Durch die interdisziplinäre Studentenstruktur und die Zusammenarbeit verschiedener Fakultäten bietet sich Gelegenheit zur praxisnahen Debatte.

• Weitere Informationen unter: mer.jura.uni-halle.de

Die Erfolgsgeschichte

10 Jahre Bologna-Erklärung Voraussetzung, Durchsetzung und Fortsetzung der europäischen Hochschulreform.

»Wir folgen bisher viel zu sehr dem Modell, zuerst viel Reformdruck aufzustauen, der sich dann im Erdbeben einer Großreform entlädt, um anschließend wieder innovationsunwillig jeder Neuerung zu trotzen. [...] Unser Bildungssystem war einst ein Modell für die ganze Welt. Aber es muß weiterentwickelt werden. [...] Machen wir es zu einem Modell für das 21. Jahrhundert! Schaffen wir ein Bildungswesen, das Leistung fördert, keinen ausschließt, Freude am Lernen vermittelt und selbst als lernendes System kreativ und entwicklungsfähig ist. [...] Entlassen wir unser Bildungssystem in die Freiheit.« (Roman Herzog 1997)

Mit diesen Worten, die Roman Herzog beim Berliner Bildungsforum 1997 sprach, wagte er sich nach eigener Aussage auf ein »vermintes Gelände«. Deutschland steckte, allein auf die Hochschulbildung bezogen, in einem tiefen Reformstau fest. Aus heutiger Sicht scheint die Erklärung, die am 19. Juni 1999 im italienischen Bologna unterzeichnet wurde, als Verwirklichung und Lösung von Problemen und Forderungen der damaligen Zeit.

Voraussetzung

»Es kann also festgehalten werden, dass es auch in den letzten Jahrzehnten Reformen im Studiensystem gegeben hat. Die weit reichenden Studienreformvorschläge haben sich in den 1960er bis 1980er Jahren aber nicht durchsetzen lassen.« (Martin Winter* 2009)

»Werfen wir allerdings einen Blick auf die Hintergründe des Bologna-Prozesses, [...] dann sind dort zahlreiche Indizien zu finden, die intuitiv eher als Gründe dafür angeführt werden könnten, dass dieser Reform-Prozess zum Scheitern verurteilt ist.« (Jens Maeße* 2009)

Was die Bologna-Erklärung fordert, ist 1999 nicht neu gewesen. Ein Novum ist allein ihr Erfolg. Martin Winter spricht im ersten Arbeitsbericht des Instituts für Hochschulforschung Wittenberg 2009 dem ausgelösten Prozess deswegen sowohl »Kontinuität« als auch »Singularität« zu. Zum einen reiht er sich in ein beharrliches Bestreben europäischer Institutionen, eine gemeinsame Bildungspolitik zu initiieren, und zum anderen ist sein Siegeszug national wie international einzigartig. Dies ist besonders bemerkenswert, weil einige Absichten des Bologna-Prozesses schon lange angestrebt worden waren.

Der Gedanke an ein Kurzstudium lässt sich bereits in den 1950er Jahren finden und wurde 1966 sogar im »Dahrendorf-Plan«, der als Abschluss den Bakkalaureus vor-

Innerhalb von nur zehn Jahren wurde das komplette Hochschulsystem Europas neu strukturiert. Im Jahr 2009 sind in Deutschland bereits 80 Prozent aller Studiengänge gestuft, modularisiert und mit ECTS-Punkten versehen. Der Erfolg des so genannten Bologna-Prozesses ist enorm, aber bedeutet er auch die »Freiheit«, die Roman Herzog in seiner Rede forderte? Oder vielleicht doch nur das »Erdbeben«?

sah, festgehalten. Ein weiteres Beispiel ist die 1955 gegründete Kommission für Studien- und Prüfungsordnungen, die Regulierungen und Standardisierungen von Studieninhalten in langwierigen Debatten zwischen Bund, Land und Hochschulen erarbeitete. Auch die Stärkung der Mobilität von Dozenten wie Studierenden in Europa wurde mit der Bologna-Erklärung nicht erfunden. Sie war das erklärte Ziel des 1987 ins Leben gerufenen Erasmus-Programms.

Reformvorschläge gab es also schon lange, doch hatte keiner von ihnen durchschlagenden Erfolg, so dass sich in den 90er-Jahren viele Problemstellungen in der Hochschulbildung anhäufte und der angesprochene Reformstau entstand. So waren die Abbrecherquoten teilweise abenteuerlich hoch und die Absolventenzahlen vor allem im internationalen Vergleich gering. Laut OECD-Studie schlossen 1995 gerade einmal 14 Prozent eines Jahrgangs erfolgreich ein Studium ab. Zudem veränderten sich die Hochschulen im Allgemeinen und wurden immer



mehr zu Masseninstitutionen. Nahmen in den 50er- und 60er-Jahren noch unter zehn Prozent eines Jahrgangs ein Studium auf, waren es 1995 bereits 23 Prozent, was aber immer noch weit unter dem Schnitt der wichtigsten Industrienationen lag. Weiterhin sahen sich die Hochschulen mehr und mehr in einem globalen Wettbewerb. Man wollte mit dem angelsächsischen Bildungssystem mithalten und vor allem für Studierende aus dem asiatisch-pazifischen Raum attraktiver werden.

Die Bologna-Erklärung und der daraus resultierende Prozess erscheinen angesichts der Forderungen und Probleme als folgerichtig. Der Mainzer Soziologe Jens Maeße sieht allerdings auch negative Hürden, die eigentlich gegen die geräuschlose Verwirklichung von Bachelor, Master und Modularisierung sprachen. So geht mit der Erklärung von 1999 keinerlei Verbindlichkeit einher. Sie stellt kein Gesetz dar, sondern nur Ab-

Durchsetzung

»Die Bologna-Reformen lassen sich weder autoritativ verordnen, noch setzen sie sich an den Hochschulen von selbst um. [...] Politische (und bürokratische) Handlungsträgerschaft versteht sich nicht von selbst, sondern muss durch spezifische diskursive Techniken erst hergestellt werden. Akteure beginnen erst dann zu handeln, wenn sie bestimmte Vorzüge sehen, Weisungen empfangen oder Notwendigkeiten anerkennen.« (Jens Maeße 2009)

Die Annahme, dass Studiensysteme unveränderlich seien, ist falsch. Das Diplom gibt es zwar bereits seit dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts in Deutschland, aber der Magister-Abschluss verbreitete sich in großem Umfang erst in den 60er-Jahren. Die Gründe für seine Einführung erinnern dabei stark an die Argumente für Bachelor und Master. Man wollte Studierende schneller aus der Universität ausscheiden lassen und ein äquivalentes Angebot zum Master im angelsächsischen System schaffen.

Wie aber kommen solche Veränderungen zustande? Wer bestimmt, dass die Anliegen des Bologna-Prozesses wichtige sind? Wer sagt, dass sechs Semester besser sind als zehn?

Der Mainzer Soziologe Jens Maeße folgt in seinen Ausführungen Michel Foucault. Laut dem französischen Poststrukturalisten wird eine Aussage dann wahr, wenn sie es schafft, sich »in ein Geflecht anderer Aussagen und Umstände so einzuschreiben, dass sie als »Wahrheit« Aner-

sichten. Es herrschte in Deutschland bis dato auch keine besonders »pro-europäische« Reformstimmung, und alle Initiativen, die den Hochschulbereich betrafen, »wurden von den national-staatlichen Akteuren argwöhnisch beäugt und stießen mitunter auf heftigen Widerstand«, wie Maeße schreibt. Keine Partei oder Gruppierung stand in den 90er-Jahren einheitlich hinter der Idee eines europäischen Hochschulraumes, und die Angleichung an das angelsächsische System wurde höchstens für internationale Studiengänge angedacht.

Nichtsdestotrotz schaffte es der Bologna-Prozess, Europas Hochschulbildung komplett zu verändern. War der Druck, den der Reformstau der 90er erzeugte, so groß? Oder führten diskursive Techniken in der Implementierungsphase zum Erfolg?

kennung findet und spezifische Handlungen sowie die Produktion anderer Aussagen veranlasst«. Nach Maeße ist genau dies im Bologna-Prozess passiert.

Die Erklärung von 1999 und auch die folgenden Kommuniqués waren vom Inhalt her nichtssagend. Sie beinhalteten Phrasen und lose Absichtsbekundungen. Nichtsdestotrotz wurden sie im nationalen Kontext, größtenteils von Befürwortern der Reform, aufgegriffen und durch Verweis auf Europa als notwendige und »unumkehrbare« Reformen postuliert. Dieser »europäische Hebel«, wie Martin Winter schreibt, diente besonders auf föderaler Ebene als Legitimation.

Mit der Zeit wuchsen die Interpretationen der Bologna-Dokumente zu einem Konvolut von Texten an, die alle sagten, wie Teile der Reform in Deutschland zu realisieren waren. So schuf die Kultusministerkonferenz zu Beginn des Jahrtausends den Rahmen, der dann in den Hochschulen umgesetzt werden sollte.



Eine kontroverse Debatte über die Strukturreformen ließen die Fürsprecher des Bologna-Prozesses nun jedoch nicht mehr zu. In seinem Buch schreibt Jens Maeße, dass die Forderung nach der Umsetzung der Reformen zwar mit einer fast schon natürlichen Selbstverständlichkeit daher kamen, jedoch nicht gesagt wurde, wie sie umzusetzen sind und was Bologna genau beinhaltet. Die Hochschulen seien hier auf sich selbst gestellt gewesen. Martin Winter sieht dies ähnlich und vergleicht den Bologna-Prozess mit einem Medikament, dem sowohl der Beipackzettel als auch ein kompetenter Arzt oder Apotheker fehlten, den man zur Not hätte befragen können.

Waren die Bildungseinrichtungen, wie Jens Maeße beschreibt, vorher nur Zuschauer des Schauspiels, so

steckten sie nun mittendrin. Der Installationsprozess der Reform war in Deutschland kaum mehr aufzuhalten, als die Hochschulen den Ernst der Lage erkannten. So schrieb Thomas Bremer, damaliger Prorektor für Studium und Lehre der MLU, im Mai 2003 über den Bologna-Prozess: »Für die meisten Universitätsangehörigen ist es (noch) ein schattenhafter Begriff, dessen Folgen (noch) nicht richtig abzuschätzen sind«. Wichtig ist zu bemerken, dass die MLU keinesfalls die Reform verschlafen hatte. Sie wurde sogar zu einer der 20 »Bologna-Experten« der Hochschulrektorenkonferenz gewählt und beschloss bereits im Juli 2003 die Umstrukturierung der Studiengänge im akademischen Senat.

Fortsetzung

»Ich konnte auch nie den Kollegen folgen, die gesagt haben: »Ihr müsst Widerstand leisten! Die alte Universität geht kaputt!« Das stimmt, sie ist kaputt. Das ist so. Aber es ist doch müßig, dem nachzutruern, wenn die Verhältnisse nun mal andere sind. Und da kann man furchtbare Krokodilstränen darüber vergießen, dass die schönen alten Zeiten vorbei sind, aber sie sind vorbei. Ich liebe das politikwissenschaftliche Diplom, ich fand das wunderbar. Aber es ist nicht wunderbar, wenn Sie 35 % eines Abiturjahrgangs auf der Uni haben. Dann lieber etwas Neues gestalten.« (Suzanne S. Schüttemeyer* 2009)

Die Implementierung der Reformen scheint schleichend vonstattengegangen zu sein, aber auch als klar wurde, dass Bachelor und Master, ECTS-Punkte und Modularisierung kommen, formierte sich nur wenig Widerstand. Die wohl populärste Reaktion kam vom Mainzer Theologie-Professor Marius Reiser, der seine Professur niederlegte und in einer Erklärung dazu schrieb: »Die Ungeheuerlichkeit der staatlichen Zumutungen an die Studierenden und Professoren wird nur noch übertroffen von der Bereitwilligkeit, mit der sich die Betroffenen alles gefallen lassen.«

Dass die Gegenwehr der Hochschullehrer so gering ausfiel, erklärt Suzanne S. Schüttemeyer mit verschiedenen Faktoren. Zum einen seien Vereinbarungen zwischen den einzelnen Instanzen getroffen worden. Diese hätte man auch als »Daumenschrauben« benutzen können, und für reformunwillige Institute wären finanzielle Konsequenzen nicht ausgeschlossen gewesen. Laut der Professorin hätte es auch viel Mut gebraucht, sich gegen die Reform zu stellen. Besonders in der Anfangszeit wurde man schnell als AntieuropäerIn abgestempelt, wenn man sich kritisch zum kontinentalen Hochschulraum äußerte. Darüber hinaus wäre eine Anti-Bologna-Haltung für die Politikwissenschaftlerin sowieso keine Option gewesen:

»Man musste den Problemen begegnen. Und »Früher war es besser« ist da kein gutes Argument mehr.«

Die Frage ist, ob es heute besser ist und welche Art der Reform, die Roman Her-

zog in seiner Rede 1997 erwähnte, der Bologna-Prozess darstellt: »Erdbeben« oder »Freiheit«?

Professorin Schüttemeyer ist zuversichtlich: »Das wird! Innerhalb des Rahmens sollten größere Räume geschaffen werden. Es gibt Bedarf anzupassen, und das wollen wir auch.« Für Jens Maeße steht fest, dass man »angesichts der Lage in den 1980er und 1990er Jahren vor der politischen Leistung der Akteure und Fürsprecher des Bologna-Prozesses den Hut [...] ziehen« muss. Allerdings ist für ihn, besonders auch in Hinsicht auf den immer stärker hervortretenden Protest »von unten«, der Kampf noch lange nicht zu Ende: »Die Wortführer des Bologna-Prozesses verlassen als Sieger das Feld. Aber ebenso sicher ist, dass dies nicht die letzte Schlacht war.«

Text: Julius Lukas

Illustration: Susanne Wohlfahrt

*Dr. Martin Winter ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Hochschulforschung Wittenberg.

Dr. Jens Maeße ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Soziologie der Johannes-Gutenberg-Universität Mainz; sein Buch »Die vielen Stimmen des Bologna-Prozesses. Zur diskursiven Logik eines bildungspolitischen Programms.« erscheint Ende des Jahres im transcript-Verlag.

Prof. Dr. Suzanne S. Schüttemeyer ist Professorin für Regierungslehre und Policyforschung an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg.



Künstlerischer Mikrokosmos »ufo«

Seit zwei Jahren eine Bereicherung für die hallische Atmosphäre: eine Galerie, die über den Konventionen schwebt.

Die ufo Galerie in der Adam-Kuckhoff-Straße 30 zeigt, wie Kunst sich über den herkömmlichen Rahmen hinausbewegen kann. Ihr Betreiber Holger Neumaier beschreibt die etablierte hallische Szene als eine eher traditionelle, die sich auf klassische Kunstformen wie Malerei konzentriert. Viele junge Künstler können sich darin nicht wiederfinden. Zudem müssen unkonventionellere Formen wie Medienkunst auch anders in Szene gesetzt werden und dienen selten dem Verkauf.

Vor knapp zwei Jahren landete schließlich das ufo, um den kreativen Freigeistern des hallischen Kunstkosmos eine Plattform zu bieten. Die Förderung durch die Kunststiftung Sachsen-Anhalt hat es ermöglicht, ungewöhnliche, teils bizarre Projekte zu präsentieren, die eben nicht vornehmlich dem Verkauf dienen. Galerist Holger Neumaier wird Halle den Rücken kehren, wenn die Förderung dieses Jahr ausläuft: »Aber ich hoffe, dass die ufo Galerie

weiter ein Freiraum jenseits der etablierten Ausstellungs-orte sein wird.«

Dafür zu sorgen, haben sich Steffen Hendel und Sebastian Löwe vorgenommen. Sie haben das letzte Projekt der Galerie *Zombie DDR* geleitet. Nach ihrem Konzept soll das ufo eine Wirkungsstätte sein, in der man sich aktiv mit gesellschaftlichen Geschehnissen auseinandersetzt, wie durch Filmvorstellungen oder Diskussionen: »Wir wollen die Freiheit der Kunst mit kritischen Inhalten zusammenbringen. Wissenschaft und Kunst sollen sich ergänzen.« Damit jeder Interessierte kostenfrei teilnehmen kann, bemühen sich Hendel und Löwe derzeit um neue Stiftungsgelder.

Text: Janika Lippold

Foto: Thilo Steinert

• Weitere Informationen auf: www.ufogalerie.com

Wortgewalt

1986 hat der amerikanische Bauarbeiter Marc Kelly Smith Poetry Slams ins Leben gerufen. Dank HALternativ e. V. gibt es sie seit zwei Jahren auch in Halle.

Traditionelle Lesungen erschienen Marc Smith zu langweilig. Literatur sollte seiner Meinung nach nicht ausschließlich in dieser aktionsarmen Form mit Tisch, Stuhl und einem Glas Wasser vermittelt werden. Er brach mit dieser Konvention, indem er in wöchentlichen Literaturshows seine Texte in einer kunstvolleren Form vortrug. Das Besondere war eine Performance mit einem speziellen Sprachrhythmus, deren Stil an musikalische Vortragswesen wie den Rap erinnerte.

Mehr als 20 Jahre später ist der Poetry Slam 2007 auch Teil des hallischen Kulturlebens geworden. Mittlerweile findet die Veranstaltung regelmäßig jeden dritten Sonntag des Monats in den Gewölben des *Turms* statt. Zusätzlich gibt es Sonderveranstaltungen wie den »Dead or Alive Slam«. Dabei treten lebende Poeten gegen die Vertreter literarischer Größen wie Tucholsky an. Diese werden gestellt von Schauspielern der hallischen Theater.

Jeder kann sich als Poet anmelden und seine Texte vortragen. Dem Publikum präsentieren sich am Abend meist neun Slammer. Die Teilnehmer haben jeweils sechs Minuten, um die Zuschauer von ihrem Können zu überzeugen. Wer den lautesten Beifall erntet, darf sich als Sieger des Abends bezeichnen.

Es wird nicht stiller

Doch erntet der Dichterwettstreit selbst noch Beifall? Oder ist er nach zwei Jahren schon langweilige Routine, die nur einen Stammkreis an Zuhörern anspricht? »Ganz und gar nicht«, weiß Katja Hofmann. Sie studiert Politikwissenschaft und Französisch auf Lehramt an der MLU. Seit August ist sie Mitglied bei HALternativ e. V. »Wir haben am Abend 150 bis 200 Zuschauer. Oft wollen noch mehr kommen. Die müssen wir aus Platzmangel leider wieder nach Hause schicken.«

Unter den Besuchern entdeckt man immer wieder neue Gesichter. Hauptsächlich sind es aber Studierende, die sich für den Slam begeistern. »Und das nicht nur als Zuschauer. Es melden sich immer mehr Mutige bei uns, die auch slammen wollen. Leider ist dabei die Frauenquote sehr gering«, erzählt Katja weiter. Die eingefleisch-



ten hallischen Slammer reisen mit ihren Textdarbietungen bereits über die Stadtgrenzen hinaus. Ebenso gerne begrüßt Halle außerstädtische Slammer, die meist positiv überrascht sind. »Unsere Gäste behalten stets die tolle Betreuung und die schöne Atmosphäre in Erinnerung. Auch Slammer-Größen wie Andy Strauß, die schon weit gereist sind, loben das und kommen immer wieder gern her.« Das Besondere in Halle ist die Verpflegung mit Knabberzeug während der Veranstaltung und ein Rahmenprogramm mit musikalischer Untermalung und einem Quiz. So hat sich Halle neben Leipzig und Dresden als eine der Slam-Hochburgen Ostdeutschlands etabliert.

Die Fans des Poetry Slams schätzen dies ebenso. Sie erfreuen sich zum einen an den unterhaltenden Texten, die erheitern. Zum anderen regen melancholische Texte zum Mitfühlen und Nachdenken an. Auch kritische Beiträge kommen gut an. So gewann André Hermann mit seinem Text »Halle, eine Stadt zum Hassen« im Dezember 2008 den Slam. Trotz seiner heiklen Betrachtung der Stadt traf er den Nerv des Publikums.

Ein guter Slammer kann sich das erlauben. Man erkennt ihn an seinem Auftreten, das durchaus an Stand-Up Comedy erinnern darf. Und daran, dass er seine Texte möglichst auswendig kann und in einer rhythmischen Art vorträgt. Wer auf solche Slammer treffen möchte, kann die Internetplattform www.myslam.net nutzen. Oder einfach beim nächsten Poetry Slam vorbeischaun.

Text: Sabine Paschke, Julia Kloschkewitz

Foto: Sven Dressler

• Weitere Informationen unter: www.halternativ-verein.de

Von der Leinwand auf die Bühne

Letzten Winter kam »Novemberkind« in die deutschen Kinos. Jetzt wird die Geschichte als Theaterstück im Neuen Theater aufgeführt.

Eine Reise beginnt

DDR-Filme sind meist ein einziges Klischee. Wiederkehrende Probleme, die mit der gleichen Komik transportiert werden, und irgendwie gibt es immer ein Happy-End. Aber »Novemberkind« ist anders. Erzählt wird eine kleine Geschichte von Inga, einer jungen Frau, die mit dem Gedanken aufwächst, dass ihre Mutter Anna ertrunken ist. Ihren Vater kennt sie nicht, wohl eine »schnelle Nummer hinter der Disco«. Oma und Opa ziehen sie groß. Der Wendepunkt ihres bodenständigen Lebens erfolgt mit dem Besuch Roberts. Dieser erzählt ihr, dass ihre Mutter nicht tot, sondern mit einem russischen Deserteur aus der DDR geflohen sei. Das bringt Ingas feste Struktur ins Wanken. Wieso verschwindet eine Mutter, ohne ihr Kind mitzunehmen? Oma und Opa geben ihr keine Antworten auf ihre Fragen. Auch das Dorf hüllt sich in Schweigen. Man redet nicht darüber, was früher passiert ist. Inga hält es nun nicht länger in dem kleinen Örtchen, sie macht sich auf die Suche nach Anna und »in Anna sucht sie sich selbst«. Robert bietet seine Hilfe an, und gemeinsam machen sie sich auf den Weg. Doch für Anna »fiel die Mauer zehn Jahre zu spät«.



Gleich und doch anders

Der Film wurde mit Preisen und Komplimenten überhäuft, und so sitzt der Kenner mit großer Erwartung im Neuen Theater und ersehnt den Spielbeginn. Der kleine Raum hüllt sich in Schwarz. Nur auf der Bühne stehen eine Menge hellblauer Koffer. Rechts und links stehend wirken sie wie ein Anlass, loszugehen. Mehr als im Film kommt

dieser Leitgedanke des Reisens hier zum Tragen. Das lässt den Fortgang der Geschichte abrupt und szenenartiger erscheinen.

Auch der Sprung zwischen Gegenwart und Vergangenheit wird im Stück ganz anders gelöst. Hier wirkt Inga oft als Zuschauer, die ihre Mutter beim Fortgang der Geschichte beobachtet. Der Film hingegen wechselt zwischen den verschiedensten Zeitformen, Mutter und Tochter werden getrennt dargestellt. Textlich ist das Stück sehr an den Film angelehnt, viele Dialoge finden sich hier genauso wieder. Anders verhält es sich mit der Figur Inga, die im Film zwar sachlich und bodenständig wirkt, aber auch eine kindliche Verspieltheit und Leichtigkeit transportiert. Im Theaterstück wirkt sie jedoch sehr ernst und leider etwas humorlos.

Der dagegen eher kühle Robert wird emotionaler. So sind sich die beiden im Stück ähnlicher und finden auch freundschaftlich schneller zueinander. Im Film wird vor allem mit ihrer Unterschiedlichkeit gespielt, was oft zu einer situativen Komik führt. Im Stück hingegen wird der Zuschauer mit kleinen Slapstick-Einlagen aus der ernsten Gedankenlage gerissen.

Über Leichen im Familienkeller

Obwohl sich die Interpretation unmittelbar an den Film anlehnt, werden die Figuren hier anders beleuchtet. Das ist besonders für den Zuschauer interessant, der mit dem Film vergleichen kann. Aber auch für den Filmkundigen ist die Geschichte leicht nachvollziehbar, da das eigentlich jedem passieren könnte – das Entdecken eines Familiengeheimnisses. Denn über die Leichen im Keller redet man nicht, obwohl jede Familienbande ihr kleines Geheimnis mit sich herum trägt. Klingt eigentlich wie ein Abbild der eigenen Familie, nur dass hier die Schwelle des Nicht-Wissen-Wollens übertreten wird. Anstatt die Flucht Annas weiter zu verdrängen, begibt sich Inga auf die Suche. Das ist wohl auch der große Unterschied zu anderen DDR-Geschichten. Nichts wirkt aufgesetzt oder grotesk, sondern eher wie eine Geschichte aus dem nächsten Dorf. Auf sämtlichen Schnickschnack wird verzichtet, so haben Film und Stück den Charakter des Zeitlosen und eben kein Happy-End.

Text: Yvette Hennig

Foto: Gert Kiermeyer

Warum schämen wir uns fremd?

Fremdschämen ist ein psychologisches Phänomen, unter dem wir alle leiden. Woran das liegt und was man dagegen machen kann, erforscht Psychologiestudentin Lea.

Dein Kommilitone äußert sich im Seminar sehr selbstbewusst, doch leider unpassend und beschämt senkst Du den Kopf? Dein Professor lacht über seinen eigenen Witz, doch keiner lacht mit ihm und Du verzieht vor Scham dein Gesicht? Es ist verrückt. In all diesen Situationen haben nicht wir, sondern die anderen sich nicht adäquat verhalten. Und während sie es scheinbar nicht einmal bemerken, wollen wir im Boden versinken. Wir schämen uns fremd und können scheinbar nichts dagegen tun.

Zum Fremdschämen gehören immer drei

Scham gehört genauso wie Schuld und Verlegenheit zu den moralischen Emotionen. Das bedeutet, dass dieses Gefühl auftritt, wenn man gegen soziale Normen verstößt und dies beobachtet wird. Warum schämen wir uns aber auch manchmal für das Verhalten der Anderen? Diese Frage versucht die Psychologiestudentin Lea Hildebrandt in ihrer Master-Thesis zu beantworten. »Psychologisch erklären kann man das Phänomen damit, dass sich jeder mit bestimmten Gruppen identifiziert und diese als Teil der eigenen Identität wahrnimmt.« So kann mich mit meinem Kommilitonen der Studiengang, das Semester, unsere Freundschaft, oder sollte ich mich vor dem Dozierenden schämen, einfach nur der gemeinsame Status des Studierenden einen. Ist mir ein Professor sympathisch oder habe ich schon mehrere Seminare bei ihm besucht, so kann auch das zu einer gemeinsamen Gruppenzugehörigkeit führen. »Handelt nun eine Person meiner Gruppe entsprechend meiner Wahrnehmung unpassend, so betrifft dies auch mich«, erklärt Lea. »Und wenn eine dritte Person, die einer anderen sozialen Gruppe angehört,

anwesend ist und das unangebrachte Verhalten ebenfalls beobachtet, so schäme ich mich vor dieser Person stellvertretend für das Mitglied meiner Gruppe.« Zum Fremdschämen gehören also immer drei: der sich Blamierende, der sich Schämende und der Beobachtende, vor welchem wir uns fremdschämen.

Alles eine Frage der Wahrnehmung

Das Maß beim Fremdschämen könnte demnach damit zusammenhängen, wie leicht ich mich einer Gruppe zuordne und welches Gewicht ich ihr innerhalb meiner Identität einräume. Ein ausgeprägtes Selbstbewusstsein schützt wahrscheinlich auch eher davor, seine Identität durch das Handeln der Anderen bedroht zu sehen. »Auch die Sensibilität, mit der ich bei anderen scheinbar fehlerhaftes Verhalten feststelle, ist ausschlaggebend für meine Anfälligkeit bezüglich des Fremdschämens.«

»Ob man sich fremd schämt oder nicht, hängt zudem von der Konstellation der Beteiligten ab«, führt Lea weiter aus. »So schäme ich mich umso intensiver, je stärker ich mich mit der sich unpassend verhaltenden Person identifiziere.« Auch mein Informationsstand über die Person, vor der ich mich schäme, spiele eine Rolle. »Kenne ich also die Befindlichkeiten der beobachtenden Person, so ist es möglich, dass ich das Fettnäpfchen, in das zum Beispiel meine Freundin gerade tritt, erkenne, wobei es ihr gar nicht auffällt.«

Distanz kann helfen

Auf die Frage, ob man gegen das Fremdschämen etwas tun könne, antwortet Lea unschlüssig. »Fremdschämen ist eine normale Emotion, die man, wie alle Gefühle, einfach akzeptieren muss.

Helfen könnte aber Distanz zu bewahren, sich also entweder der Situation zu entziehen oder bewusst von der Person, die den Fehler macht, mental abzugrenzen.« Wegrennen sei jedoch keine Lösung. Denn das Verdrängen des Problems könnte zu Aggressionen führen. »Bei einer konstruktiven Auseinandersetzung und Analyse des Vorfalls wird einem oftmals schon bewusst, dass alles gar nicht so schlimm war und das Schamgefühl lässt nach.« Schließlich sind wir alle eigenständige Menschen und jegliche Gruppenzugehörigkeit nur ein kleiner Teil der komplexen Identität.

Text: Julia Glathe

Illustration: Mia Ewald



Nicht vergessen!

Alles, was im nächsten Monat wichtig ist und was sich sonst noch an unserer Pinnwand angesammelt hat

Eingestimmt

Der Vorweihnachts-Riff-Club führt Euch an jedem ungeraden Tag vor Weihnachten ein Stückchen näher an den Heiligen Abend. Zu den Veranstaltungen unter dem Motto »Ungerade kommt der Weihnachtsmann« könnt ihr Euch und andere mit Texten, Musik, Tanz und was Euch sonst noch einfällt, auf die besinnliche Zeit des Jahres einstimmen. Wenn ihr Eure Vorfreude teilen wollt, könnt ihr Euch anmelden unter:

• weihnachtsriff@gmx.de

Engagement lohnt sich

Du bist Teil eines Projekts, das sich für andere engagiert und möchtest, dass diese Arbeit gewürdigt wird? Dann mach mit beim landesweiten Freistil-Jugendengagement-Wettbewerb 2009/2010 der Freiwilligen-Agentur Halle-Saalkreis e. V. Unter dem diesjährigen Motto »Zeig, was du hast« findet er bereits zum siebten Mal statt. Man kann sich als Einzelperson oder Gruppe anmelden, wenn man aus Sachsen-Anhalt kommt und zwischen 12 und 27 Jahre alt ist. Dein Engagement sollte zurzeit umgesetzt oder 2009/2010 abgeschlossen werden. Bewerbungen aus den Bereichen Soziales, Umwelt, Sport und Kultur können bis zum 10. Februar eingereicht werden. Es winken Preisgelder im Gesamtwert von 3500€ und Sonderpreise.

• www.freistil-lsa.de

Vorn dabei

Bei der Rangliste der 1000 besten Hochschulen weltweit, die jährlich von der Shanghai Jiao Tong Universität veröffentlicht wird, haben es Leipzig und Halle unter die besten 500 geschafft. Im sogenannten Shanghai-Ranking sind die MLU und die Uni Leipzig in den Bereichen der Plätze 201 bis 302 vertreten. Damit gehören sie erneut zu den besten 25 Hochschulen der Bundesrepublik und dürfen sich zum dritten Mal in Folge als die besten Universitäten Ostdeutschlands bezeichnen.

Kommilitonen an deiner Wand

Der Jahreswechsel steht bevor und somit ist auch ein neuer Kalender nötig. Wie wäre es diesmal, nicht auf Tier- oder Landschaftsbilder zurückgreifen zu müssen, sondern etwas aus Deinem studentischen Umfeld zu erwerben? Für 2010 hat der StuRa zwei Kalender mit den schönsten Frauen und stärksten Männern der MLU zusammengestellt. (Siehe S. 4 in diesem Heft.) Wenn Du auch von einem dieser Kalender durch das nächste Jahr begleitet werden willst, kannst du jetzt ein kostenloses Exemplar abstauben. Sei der/die Erste und sende eine Mail an:

• verlosung@hastuzeit.de

Gefördert

Der wissenschaftliche Nachwuchs der MLU wird künftig in einem Graduiertenkolleg gefördert. Die Errichtung wird von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) bis 2014 mit etwa zwei Millionen Euro finanziert. Nachwuchsforscher können dort auf einem hohen fachlichen Niveau in einem Forschungs- und Qualifizierungsprogramm promovieren. Im Rahmen DFG-geförderter Stipendien können elf naturwissenschaftliche und 20 medizinische Doktorarbeiten durchgeführt werden. So soll eine fakultätsübergreifende Arbeit stattfinden, um beispielsweise die Entstehung und Entwicklung bestimmter Erkrankungen zu untersuchen.

• www.medin.uni-halle.de

• Du bist Student und möchtest, dass Dein Projekt die nötige Aufmerksamkeit bekommt? Dann sende eine Mail an pinnwand@hastuzeit.de und erklär uns kurz und knackig dein Projekt!